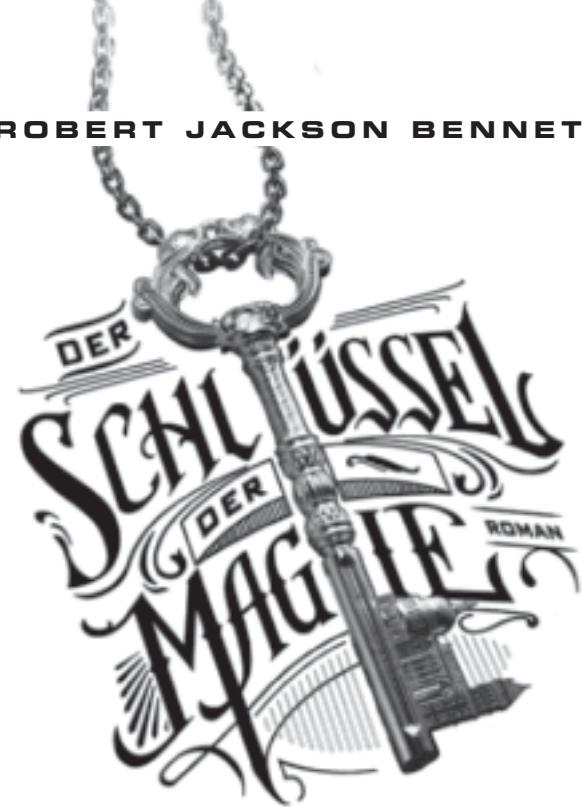


ROBERT JACKSON BENNETT  
Der Schlüssel der Magie 3

ROBERT JACKSON BENNETT



DIE GÖTTER

Deutsch von Ruggero Leo

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2022 unter dem Titel  
»Locklands (The Founders Trilogy 3)« bei DelRey, New York.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir  
uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren  
Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

*Für Joe McKinney, der ein guter Mensch  
und ein viel besserer Autor war,  
als ich es je sein werde.*



1. Auflage

Copyright der Originalausgabe © 2022

by Robert Jackson Bennett

Published by arrangement with Robert Jackson Bennett

Dieses Werk wurde vermittelt durch die

Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover.

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2023 by Blanvalet  
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Redaktion: Peter Thannisch

Umschlaggestaltung und -illustration: © Isabelle Hirtz, Inkcraft

HK · Herstellung: sam

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-6268-8

[www.blanvalet.de](http://www.blanvalet.de)

Es heißt, Politik sei die Kunst, Schmerz unters Volk zu bringen. Und das Skribieren ist natürlich die Kunst, Intelligenz unters Volk zu bringen. Ich frage mich – manchmal begeistert, manchmal ängstlich –, was geschieht, wenn man beides kombiniert.

*Orso Ignacio, Brief an Estelle Candiano*

I

Die Skriber-Kriege



# I



»Bist du bereit?«, flüsterte eine Stimme.

Berenice öffnete die Augen. Das morgendliche Sonnenlicht glitzerte auf dem Ozean, und die Umrisse der Stadtmauern, Wälle und Geschütze schimmerten hell im Licht. Sie hatte so intensiv meditiert, dass sie einen Moment brauchte, um sich zu erinnern – *bin ich in Alt-Tevanne?* –, doch dann war sie wieder ganz bei Sinnen und erkannte die Stadt.

Grattiara, eine winzige Festungsenklave auf einer felsigen Landzunge, die in die Durazzo-See ragte. Wohin man auch blickte, überall nur ozeangraue Mauern, wolkenweiße Türme und kreisende Möwen. Es war im Grunde keine Stadt, eher ein Rest von Zivilisation, der sich an die Zinnen klammerte, Häuser und Hütten, die sich ausbreiteten wie Seepocken auf einem Schiffsrumph. Sie betrachtete die kleinen Fischerboote, die zu den Molen trudelten. Die Segel erinnerten sie ein wenig an Fledermausflügel, die die ersten Strahlen der Morgendämmerung einfingen.

»Verdamm«, sagte Berenice leise, »das ist fast schon schön.«

»Fast.« Claudia kam zu ihr auf den Balkon, und ihre Augen wirkten hart und scharf unter dem dunklen Helm. Ihre Stimme glich einem Flüstern in Berenices Gedanken, leise,

aber deutlich: »Wie tief sind wir gesunken, dass wir ein solches Drecksloch schön finden?«

Berenice seufzte. »Ja. Und trotzdem müssen wir es retten.«

Claudia stocherte mit einem Holzstück zwischen den Zähnen herum. »Zumindest müssen wir die Leute retten.« Sie schnippte den Zahnstocher weg. »Also, bist du bereit?«

»Ich weiß nicht. Kann sein. Wie seh ich aus?«

»Wie eine grimmige Kriegerkönigin.« Claudia grinste. »Vielleicht ein bisschen zu grimmig. Vergiss nicht, das ist eine Morsini-Festung. Der Gouverneur mag vielleicht keine furchteinflößenden Frauen.«

»Das dürfte ein unangenehmes Gespräch werden. Aber ich werde auf jeden Fall viel lächeln und mich verbeugen.« Berenice rückte ihren Schulterpanzer zurecht. Ihre Rüstung war alles andere als eine Lorica: Sie bedeckte nur die wichtigsten Stellen und ließ die Gelenke ungeschützt. Trotzdem war ihr darunter höllisch heiß in der Sonne Grattiaras.

»Das muss reichen.« Berenice hängte sich ihre Arbaleste um und vergewisserte sich, dass sie ihr skribiertes Rapier am Gürtel trug. »Sind die Arbalesten vorbereitet?«

»Wir müssen in Sichtweite zu ihnen kommen.« Claudia deutete auf eine kleine Plakette an ihrem Schulterpanzer, dann auf die gleiche an Berenice' Rüstung. »Aber sie werden zu uns kommen, wenn wir sie rufen.«

»Gut.«

»Hältst du es immer noch für klug, bewaffnet zu diesem Gespräch zu gehen? Man wird uns zwingen, die Waffen abzugeben, bevor wir den Gouverneur sehen, oder?«

»Oh, ziemlich sicher,« erwiederte Berenice. »Aber wenn man uns auffordert, die Waffen abzulegen, können wir prima demonstrieren, wie viele wir dabei haben.«

Claudia grinste wieder. »Wie zynisch. Aber du hast recht.«

Der Wind drehte sich, und Berenice stieg der Geruch von Fäulnis in die Nase – zweifellos aus dem Flüchtlingslager, das

sich jenseits der Stadtbefestigung befand. Sie zückte ihr Fernrohr und nahm die Lager auf den Hügeln im Nordwesten in Augenschein.

Der Anblick bot einen grausamen Kontrast. Die Stadt Grattiarara wirkte makellos, ihre skribierten Geschützbatterien säumten die Küste, die Türme im Inneren der Festungsanlage waren hoch und elegant. Doch nur wenige Meter davon entfernt erstreckte sich ein Gebiet mit löchrigen Zelten, improvisierten Unterkünften und verseuchten Wasserquellen – eine Mahnung daran, wie sehr sich die Welt jenseits der Festungsstadt verändert hatte.

»Da regt sich was, Capo«, flüsterte Claudia.

Berenice wandte sich um. Eine kleine Gruppe von Männern kam die Treppe vom Tor des Hauptturms herab, allesamt in Blau- und Rottönen gekleidet. Sie betrachtete den Bergfried, dessen Türme mit Arbalesten- und Kreischerbatterien bestückt waren – skribierte Modelle, die schon mindestens vier Jahre veraltet waren. Die seit Jahrzehnten immer wieder ausgebesserten Mauern hingegen wiesen überhaupt keine Skribierung auf, sondern bestanden nur aus Ziegeln und Mörtel. Keine Sigillen, Befehlsketten oder Argumente gaukelten ihnen vor, übernatürlich robust oder haltbar zu sein.

»Wenn sie erst mal hier ist«, murmelte sie, »wird sie diesen Ort überrollen wie ein Tsunami.«

»Ja«, erwiederte Claudia, die noch immer zum Flüchtlingslager hinausblickte. »Und all diese Menschen werden sterben – oder ein noch schlimmeres Schicksal erleiden.«

»Wie lange haben wir noch?«

»Nach letzter Schätzung zwei Wochen. Sie muss durch Balfi in den Norden vordringen, und das hält sie hoffentlich auf. Wir müssten noch etwa eine Woche Zeit haben, bis sie hier vor dem Tor steht, Capo.«

Berenice fragte sich, ob diese Schätzung stimmte. Wenn sie eine riesige Armee hatte, um mit ihr alles zu vernichten, was

sich ihr in den Weg stellte – welche Straße würde sie nehmen, welche Flüsse, und wie schnell würde sie sich fortbewegen?

*Wie sehr mich solche düsteren Fragen ermüden*, dachte sie.

»Du hast mir noch immer nicht geantwortet, Ber«, sagte Claudia sanft. »Bist du bereit?«

»Gleich.« Sie ging zu der kleinen Bank am Fuß der Treppe, wo die beiden übrigen Mitglieder ihres Trupps saßen.

Diela, die Jüngere und Kleinere der beiden, ging so schnell in Habtachtstellung, dass der Helm auf ihrem Kopf verrutschte. Vittorio erhob sich träge und reckte lächelnd den großen, schlanken Körper. In den Armen hielt er eine schwere Kiste, etwa einen Meter breit und hoch, aus schlichtem Holz und mit einem verschlossenen Deckel, der an Scharnieren befestigt war.

»Alles in Ordnung?«, fragte Berenice.

»Ich bin bereit, das Ding abzustellen und aus der Sonne zu treten, Capo«, flüsterte Vittorio in ihren Gedanken. Er sah ihr in die Augen, und sein Lächeln wurde breiter. »Bist du sicher, dass man mich damit in den Bergfried lässt?«

»Ja«, antwortete sie. »Denkt beide daran: Das ist eine rein diplomatische Operation. Haltet einfach die Augen offen, die Ausrüstung griffbereit – und wenn sie uns angreifen, erinnert euch, was ihr während eurer Ausbildung gelernt habt.«

»Wenn es zum Kampf kommt, ist es sicher nicht so schwer, einen Haufen Handelshaus-Schläger abzuwehren«, sagte Vittorio grinsend. »Wir sind immerhin Schlimmeres gewohnt.«

Diela blinzelte, und Berenice spürte, wie sich im Hinterkopf des Mädchens ein Gefühl der Angst breitmachte.

»So weit wird es wohl nicht kommen«, sagte Berenice zu ihr. »Noch mal, das ist eine diplomatische Mission. Und auch wenn du noch nie gekämpft hast, Diela, weißt du trotzdem, was wir wissen. Du hast gesehen, was wir gesehen haben. Ich zweifle nicht daran, dass du es schaffen wirst.«

Diela nickte nervös. »Ja, Capo.«

»Es ist Zeit, Capo«, sagte Claudia.

Berenice blickte auf. Die Männer vom Bergfried hatten sie fast erreicht. Sie setzte ihren Helm auf, rückte ihn zurecht, sodass sie gut durchs Visier sehen konnte, und schnallte ihn fest. *Ich führe diesen Krieg schon seit acht Jahren*, dachte sie, *und schaffe es noch immer nicht, mir diesen gottverdammten Helm richtig aufzusetzen.*

Aufrecht und selbstsicher stand sie in ihrer dunklen Rüstung da und blickte zu den Morsini-Leuten, die die Treppe herabstiegen. Früher hätten ihr solche Männer Angst eingejagt oder sie zumindest beunruhigt, doch diese Zeiten waren lange vorbei. Sie hatte zu viele Schlachten und viel zu viel Tod und Schrecken erlebt, um sich über Angehörige eines Handelshauses den Kopf zu zerbrechen.

*Ich bin bereit*, dachte sie. *Bereit für das hier!*

Dennoch überkam sie das Gefühl, etwas Wichtiges vergessen zu haben. Sie zog erneut ihr Fernrohr aus der Tasche und spähte noch einmal hindurch, diesmal nach Süden aufs Meer hinaus.

Zuerst sah sie nichts als Wasser, dann jedoch entdeckte sie es – einen winzigen Punkt in der Ferne, direkt am Horizont.

*Sancia und Clef*, dachte sie. *Sie bleiben auf Distanz. Aber sie sind da. Sie ist da.*

Sie hörte Schritte und steckte das Fernrohr rasch wieder ein.

*Gott, meine Liebste. Wie sehr wünschte ich, du wärst jetzt hier bei mir.*

Von der Treppe her erklang eine Stimme, höflich und selbstsicher: »Der Gouverneur wird Euch jetzt empfangen, Generalin Grimaldi.«

»Vielen Dank«, erwiederte Berenice. »Bitte geht voraus.«

Wie erwartet forderte man sie auf, ihre Waffen abzugeben, bevor sie den eigentlichen Bergfried betraten, und sie kamen der

Aufforderung ohne Protest nach. Berenice beobachtete, wie die Morsini-Wachen die Waffen an sich nahmen und neben dem Tor in einer großen Holzkiste verstauten, die sie dann verschlossen. Noch bevor sie die Frage formulieren konnte, flüsterte Claudia: »Wird schon kein Problem sein.«

»Gut«, erwiderte Berenice.

»Und das?«, fragte einer der Wachmänner und zeigte auf die Kiste in Vittorios Armen.

»Ein Geschenk für den Gouverneur«, erklärte Berenice.

»Ich muss es mir erst ansehen«, sagte der Mann, »und nehme es dann an mich.«

Berenice nickte Vittorio zu, der die Kiste auf den Boden stellte und sie öffnete.

Der Wächter spähte hinein und blickte dann ungläubig zu ihnen auf. »Seid Ihr sicher, dass Ihr die richtige Kiste habt?«

»Sind wir«, antwortete Berenice.

Der Wachmann seufzte, schloss die Kiste und hob sie gründlich an. »Wenn Ihr es sagt.«

Das Doppeltor schwang nach innen auf, und die Wachleute führten sie hindurch. Berenice war schon in vielen Einrichtungen von Haus Morsini gewesen, daher kam ihr der Bergfried vage bekannt vor: die engen, gewundenen Gänge, die Buntglasfenster, und überall sah man Wachen, Söldner und Kontraktoren in allen erdenklichen Farben und Rüstungen, auch wenn Letztere meist in ramponiertem Zustand waren.

Die vier Besucher wurden in den Hauptsitzungssaal geführt. Der musste in seiner Blütezeit ein prachtvoller Raum gewesen sein, mittlerweile waren jedoch fast alle Möbel entfernt worden, um Platz für einen riesigen Tisch zu schaffen, der mit Landkarten bedeckt war. Auf eine Geste der Wachen hin trat Berenice an den Tisch. Sie erkannte die Karten auf den

ersten Blick: Sie zeigten die nördlichen Nationen Daulo und Gothian. Ein leuchtend roter Fleck durchzog die Territorien und erweckte den Eindruck, der gesamte Norden sei mit Blut bedeckt.

Berenice erkannte alles auf Anhieb, weil sie selbst täglich auf solche Karten sah. Doch den Farben und Markierungen nach waren diese hier veraltet – genau wie die Verteidigungsanlagen der Stadt.

*Sie glauben, sie liegen gut in der Zeit, dachte sie. Aber sie haben keine Ahnung.*

Berenice sah sich im Raum um. Im hinteren Teil saßen Söldner, Verwalter und Skriber und warteten darauf, aufgerufen zu werden. Sie musterten Berenice nur kurz und schauten dann zu dem Mann, der sich am anderen Ende des Tisches über die Karten beugte. Er wirkte gepflegt, war gut gekleidet und trug ein kunstvoll verziertes Rapier an der Seite. Sein Gesicht indes war blass und abgemagert, die Augen verrieten Erschöpfung, und sein Bart war von grauen Strähnen durchzogen. Obwohl Berenice wusste, dass Gouverneur Malti nur gut zehn Jahre älter war als sie, wirkte er weit betagter.

*Vielelleicht wird das ein sehr kurzes Gespräch, und wir retten schnell viele Leben, dachte sie.*

Das Gefolge in Rot und Blau kündigte sie an: »Generalin Grimaldi und die Delegation des Freistaates Giva, Euer Gnaden.«

Berenice nahm den Helm ab und verneigte sich. »Danke, dass Ihr uns empfängt, Euer Gnaden.«

Claudia, Vittorio und Diela verbeugten sich ebenfalls, ließen jedoch die Helme auf.

Gouverneur Malti blickte langsam von seinen Karten auf und zog die Augenbrauen hoch. Er betrachtete sie mit einem leicht verblüfften Ausdruck. Berenice wartete darauf, dass er das Wort ergriff, doch er schien es nicht eilig zu haben.

Schließlich sagte er: »Also, das sind die mythischen Krieger aus Giva.«

Die Aussage hing in der muffigen Luft.

»Das sind wir, Euer Gnaden«, bestätigte Berenice.

»Ich habe schon geglaubt, Givaner wären Märchen-gestalten wie Gespenster.« Maltis Ton klang harsch und unbarmherzig wie das Surren einer Bogensehne. »Oder wie die Himmelsgeister, die in den Erzählungen meines Großvaters die Himmelstore bewachten.«

»Mein Hintern ist schweißnass«, sagte Claudia, »daher komme ich mir nicht besonders mythisch vor.«

Berenice bemühte sich um ein würdevolles Lächeln. »Mir wäre es weit lieber, wir wären wirklich mythische Gestalten. Aber wir sind aus Fleisch und Blut und freuen uns, hier im irdischen Reich mit Euch sprechen zu können.«

Gouverneur Malti erwiederte ihr Lächeln, nur wirkte seins weitaus kühler. »Gewiss. Und Ihr seid gekommen, um mit mir die hiesige Lage zu besprechen.«

»Ja, Euer Gnaden. Es geht um die Flüchtlinge vor Euren Toren.«

»Ihr wollt meine Erlaubnis, sie wegzubringen.«

»Wenn möglich, Euer Gnaden. Wir haben die nötigen Transportmittel zur Verfügung und wollen ausschließlich Leben retten. Ich könnte mir vorstellen, dass das für alle von Vorteil wäre. Es muss schwierig sein, Eure Streitkräfte zu versorgen, wenn Euch zugleich so viele vertriebene Bürger belasten.«

»Vertriebene Bürger ...«, wiederholte Malti. »Was für eine Phrase.« Er ließ sich auf einen Stuhl sinken und sah zu, wie ein Wächter Vittorios Kiste auf den Tisch stellte, sich verbeugte und dann zurückzog. »Und um meine Erlaubnis zu bekommen, habt ihr mir ... Geschenke mitgebracht.«

»Haben wir«, bestätigte Berenice. »Gewissermaßen.«

Maltis Blick verweilte auf der Kiste. Er stand nicht auf, um

sie zu öffnen, sondern starre sie nur stumm an, wie in Gedanken versunken.

»Ich kann's nicht beurteilen«, flüsterte Claudia. »Läuft es gut? Es fühlt sich nämlich nicht so an.«

»Ruhe!«, erwiederte Berenice harsch.

»Wisst Ihr«, sagte Malti mit plötzlicher Heiterkeit, »ich bin immer noch nicht gewohnt, Delegationen zu empfangen. Botschafter. Gesandte. Etwas in der Art. Grattiara wurde schließlich aus anderen Gründen gebaut.« Er deutete müde auf die düsteren Backsteinmauern. »Unsere Festung soll dazu dienen, die Küste zu bewachen. Früher nutzten die Großmächte keine Verteidigungsanlagen, um sich mit Staatsleuten zu treffen. Vielmehr besuchten sie die Staaten selbst.«

»Das stimmt, Euer Gnaden«, sagte Berenice. »Aber die Welt hat sich inzwischen verändert.«

»Verändert?« Ein düsteres Grinsen huschte über Maltis Gesicht. »Vielleicht sollte man eher von Untergang sprechen.«

Alle im Raum sahen Berenice an.

»O Scheiße«, sagte Claudia. »Das ist ja finster.«

»Hier ist sie nicht untergegangen«, entgegnete Berenice gleichmütig.

»Noch nicht. Aber anderswo ...« Maltis Grinsen verblasste. »Vor acht Jahren waren wir nur ein Außenposten in einem gewöhnlichen Krieg. Dann gab es plötzlich immer weniger Länder, in die Botschafter geschickt wurden, und so kamen sie hierher. Und jetzt entsendet fast keine Nation mehr Diplomaten.« Er beugte sich vor. »Aber bei anderen Delegationen wusste ich in der Regel, wohin ich mich nach deren Abreise wenden musste, um die Gespräche fortzusetzen. Ich kannte den Namen einer Stadt, einer Insel, einer Stätte oder dergleichen. Aber bei der Nation Giva? Niemand weiß genau, wo sie sich befindet, oder?«

Wieder spürte Berenice, dass aller Augen im Raum auf sie gerichtet waren.

»Giva liegt auf den givanischen Inseln«, erwiderte sie, nach wie vor in höflichem Ton.

»Oh, ich weiß«, sagte Malti. »Das hat man mir gesagt. Mir wurde auch zugetragen, dass, segelt man dorthin, die Inseln immer menschenleer und nebelverhangen sind. Und je weiter man vordringt, desto mehr Nebel kommt auf, bis man aufgeben muss.« Er grinste kalt. »Seid Ihr sicher, dass Ihr nicht die Pforten des Himmels bewacht, General Grimaldi?«

»Verdammmt«, flüsterte Vittorio, »er ist nicht dumm.«

»Stimmt«, antwortete Berenice, »ist er nicht.«

»Ihr wisst doch sicher, dass unkonventionelle Verteidigungsmaßnahmen unabdinglich sind, Euer Gnaden«, sagte sie laut. Sie deutete mit dem Kopf zur Karte. »Wenn man bedenkt, was mit den Daulo-Nationen, dem Territorium Gothians und darüber hinaus geschehen ist ...«

Maltis Blick war eisig. »Also könnt Ihr Nebelbänke erzeugen?«

»Wir haben skribierte Werkzeuge dafür«, erwiderte Berenice kühl. »Die gleichen wie Ihr.«

Malti wandte einen Moment lang nachdenklich den Blick ab. Dann fragte er: »Sagt mir, Generalin Grimaldi – hat Giva vor etwa sechs Monaten wirklich die feindlichen Anlagen in der Bucht von Piscio zerstört?«

Berenice spürte in ihren Gedanken, wie überrascht ihre Begleiter waren.

»Hä?«, flüsterte Claudia. »Mir war nicht klar, dass sich das schon bis hierher herumgesprochen hat.«

»Haben wir, Euer Gnaden.« Berenice war sich nicht sicher, worauf der Gouverneur hinauswollte.

»Und was war im Hafen von Varia?«, fragte Malti. »Ich habe gehört, der Feind unterhielt an der Küste eine große Festung – und nachdem ihr Givaner dort wart, soll sie völlig zerstört gewesen sein. Ist das wahr?«

Berenice zögerte, nickte dann aber.

»Wie?«, fragte er.

Sie dachte nach. »Durch Sorgfalt, Euer Gnaden.«

Malti lächelte kurz, dann wirkte sein Blick abwesend. Als er wieder das Wort ergriff, sprach er sehr leise: »Das ist höchst interessant. Mir ist nämlich nur eine einzige andere Macht bekannt, die jemals solche Erfolge gegen den Feind erzielt hat. Ich muss mich also fragen, ob es da einen Zusammenhang gibt.«

Berenice sah ihn mit zusammengekniffenen Augen an. Dann blickte sie wieder auf die Karten auf dem Tisch – insbesondere auf einen kleinen schwarzen Flecken westlich der rot markierten Täler. Eine seltsam deplatzierte Markierung, wie ein Parasit im Körper eines Tiers, und obwohl sie im Vergleich zu dem roten Meer im Osten winzig wirkte, war das Gebiet in Wahrheit Hunderte von Kilometern breit. Maltis Berater hatten das Gelände um den Flecken herum sogar grau schattiert, um ihn vom Ödland abzugrenzen, das durch lange, unsägliche Kriege entstanden war.

Berenice sah zu Malti auf. »Giva steht allein. Wir haben keine offiziellen Verbündeten, Euer Gnaden. Schon gar nicht den, der Euch vorschwebt.«

»Aber ihr habt so vieles gemeinsam. Viele Geheimnisse und Fähigkeiten. Wie könnt Ihr mich davon überzeugen, dass Ihr nichts mit dem Teufel zu tun habt, der in den Schwarzen Königreichen schlüpft?«

Alle sahen Berenice an. Sie nahm wahr, wie Vittorio insgeheim die bewaffneten Wachen im Raum zählte.

»Und?«, hakte Malti nach.

Ein Bild blitzte in Berenice' Kopf auf – eine schwarze Maske, die in den Schatten schimmerte, während Schreie durch die Nacht gellten. Und mit der Erinnerung kam eine Stimme, unmenschlich tief und grollend: *Ich war an Orten,*

*die kein lebender Mensch je zuvor betreten hat. Ich habe einen Blick auf die Infrastruktur geworfen, die die Realität möglich macht.*

»Ber?«, flüsterte Claudia.

Berenice räusperte sich. »In der Nacht des Untergangs war ich in Tevanne, Euer Gnaden. Ich habe gesehen, was er getan hat. Ich erinnere mich. Und kann es nicht vergessen. Ich meine es also völlig ernst, wenn ich sage, dass ich lieber sterben würde, als der Verbündete dieses Geschöpfs zu sein.«

Malti nickte. Sein Blick wirkte noch immer distanziert. Obwohl Berenice nicht beurteilen konnte, ob er ihr glaubte, schien ihn die Antwort zumindest zufriedenzustellen. Doch dann schärfe sich sein Blick, und er sagte: »Es ist mir egal, was in Eurer Kiste ist.«

Berenice blinzelte überrascht. »Euer Gnaden, ich ...«

»Gold und Wertsachen sind mir gleich«, sagte er. »Schließlich gibt es keine freien Länder mehr, wo ich diese Währung eintauschen kann. Und ich schere mich auch nicht um irgendwelche skribierten Werkzeuge oder Erfindungen, die Ihr anbieten könnet. Wir betreiben unsere Geräte und Verteidigungsanlagen mit eigenen Lexiken. Wir brauchen auch keine Definitionsplatten oder Argumente, mit denen die Lexiken die Werkzeuge in unserem Sinne manipulieren.« Er verstummte, und sein strenger Ausdruck wich großer Müdigkeit.

Berenice spürte, dass eine unausgesprochene Frage im Raum stand, und beschloss, sie zu stellen. »Was liegt Euch dann am Herzen, Euer Gnaden? Wie kann Giva Euch helfen?«

Maltis Miene erstarrte, sein Blick huschte über die Karten. »Mir helfen ... Hm. Wenn Giva dem Feind schaden kann, dann versteht Ihr ihn sicher ein wenig. Zumindest besser als meine Skriber, die ihn überhaupt nicht verstehen.« Er wies verächtlich auf die Männer im hinteren Teil des Raumes.

»Wir wissen einiges über den Feind, ja«, erwiederte sie.

Erneut musterte Malti sie. »Ich habe ein ... Problem«, sagte er. »Eines, das sich niemand erklären kann. Eines, das unser Feind verursacht. Es ist so schwerwiegend, dass ich bereit bin, es sogar mit Fremden wie Euch zu besprechen, obwohl es ein sehr großes Geheimnis ist.«

Berenice verstand die indirekte Bitte. »Wir hüten Geheimnisse gut, Euer Gnaden.«

»Das will ich hoffen«, sagte er leise. »Wenn Ihr mir bei diesem ... Hindernis helfen könnt, gewähre ich Giva freie Fahrt durch die Gewässer vor meiner Festung.« Er seufzte, erhob sich und deutete auf eine geschlossene Tür im hinteren Teil des Raumes. »Ich kann das Problem nicht erklären, denn ich begreife es nicht. Aber ich zeige es Euch, wenn Ihr wollt.«

Nachdenklich betrachtete Berenice die Tür. Die Wendung kam überraschend. Sie hatte mit mehr Aufwand und Bestechungsgeldern gerechnet – und mit viel mehr Drohungen.

»Äh, Capo?«, meldete sich Diela. »Entspricht das deinem Plan?«

»Nicht im Geringsten.« Berenice sah Malti direkt an. Dessen Gesicht wirkte so hager und erschöpft. »Aber ich glaube nicht, dass er lügt.«

»Sofern wir ihm wirklich helfen können«, sagte Claudia.

»Wir haben alles auf eine Karte gesetzt, indem wir hergekommen sind«, erwiederte Berenice. »Jetzt müssen wir die Sache auch durchziehen.«

Sie nickte Malti zu. »Wir folgen Euch.«

Malti führte sie durch die kleine Tür und in das Labyrinth aus Gängen, das tief in den Bergfried reichte. Berenice konnte sich den Weg nicht einprägen. Sie und ihre Gefährten liefen inmitten der Eskorte des Gouverneurs, die insgesamt aus zwei Dutzend Leuten bestand. Sie sah kaum mehr als eine Reihe Schultern vor sich.

Nach einer Weile hielten sie inne, und das Gefolge machte

Platz, um Berenice und ihre Leute vorzulassen. Malti stand vor einer geschlossenen Holztür. Sein Blick wirkte noch erschöpfter als zuvor. »Ich möchte Euch bitten, ruhig zu sein«, sagte er. »Und höflich.«

Sie nickte.

»Alles, was Ihr hier drinnen seht, muss ein Geheimnis bleiben. Ist das klar?«

»Natürlich.«

Malti sah sie lange an, war scheinbar hin- und hergerissen. Dann öffnete er die Tür und führte sie hindurch.

Der Raum dahinter war ein geräumiges, aber karg eingerichtetes Schlafzimmer mit einem rot-blauen Teppich und einem schönen Kleiderschrank. In der Ecke stand ein Himmelbett, daneben saß eine Frau in schlichter Kluft, eine Schüssel mit Haferbrei und einen Löffel auf dem Schoß.

In dem Bett lag ein junger Mann, etwa zwanzig Jahre alt, schrecklich abgemagert. Seine Augen wirkten stumpf und starnten mit glasigem Blick an die Ziegeldecke. Sein Mund war mit Brei verschmiert, und ein Haufen Laken in der Ecke verströmte den Gestank von Kot und Urin.

Malti näherte sich, und die Frau stand auf, verbeugte sich und trat zur Seite. Er stellte sich neben das Bett und sagte zerknirscht mit leiser Stimme: »Das ist mein Sohn. Julio.«

Berenice trat neben ihn. Der junge Mann reagierte nicht. Er blinzelte nicht einmal. Sein Atem glich einem leisen Keuchen.

»Er hat in der Schlacht bei Corfa gekämpft«, sagte Malti. »Das letzte große Gefecht, das sich Haus Morsini mit dem Feind geliefert hat. Er war gerüstet, bewaffnet und bereit – doch dann traf ihn etwas, und er wurde verrückt. Er ...« Malti schluckte, und seine Stimme zitterte. »Er hat seinen Bruder getötet. Seinen kleinen Bruder. Und noch viele andere. Erst als seine Männer ihn zu Boden drückten und wegbrachten, wurde er ... still. So wie jetzt. Er atmet, isst kaum, aber ...«

Berenice beobachtete, wie sich die eingesunkene Brust des jungen Mannes sanft hob und senkte.

»O Scheiße«, sagte Claudia. »Hat er das, was ich vermute?«

»Ja«, antwortete Berenice.

Vittorio sah sie erschrocken an. »Und sie haben ihn hergebracht? Ihn reingelassen? Wissen sie nicht, was in ihm stecken könnte, selbst jetzt noch?«

»Ist das eine Falle, Capo?«, fragte Diela. »Wollte ... Wollte sie, dass wir herkommen?«

Berenice schwieg.

Malti wandte sich ihr zu. »Wisst Ihr, was er hat?«, fragte er. »Könnt ihr Givaner ihn von der bösen Krankheit heilen, mit der der Feind meinen Sohn infiziert hat?«

Ber betrachtete den jungen Mann: die Wangenknochen, die fast die Haut zu durchdringen schienen, die dünnen Arme, die kleinen, trüben Augen. Sie umfasste sein verschwitztes, fleckiges Gesicht mit beiden Händen und drehte es zu sich, um die rechte Seite zu betrachten.

Dort, über dem Ohr, entdeckte sie, wonach sie suchte: eine kleine, nässende Risswunde, die durch die Infektion leicht angeschwollen war. Zugleich glaubte sie darin einen metallischen Schimmer zu erkennen, als habe sich etwas ins Gewebe gebohrt.

Sie sah dem Jungen in die Augen und fragte sich, wer – oder was – sie daraus ansah und was die Präsenz ausspionierte hatte.

»Berechnet alles neu«, befahl Berenice. »Sie weiß, dass wir hier sind. Geht davon aus, dass wir keine zwei Tage mehr haben.« Sie wandte sich an Malti. »Wir werden das nicht hier besprechen. Hier könnte der Feind zuhören.«

»Der Feind?«, fragte er beleidigt. »Meint Ihr meinen Sohn?«

»Nein. Ich meine das Ding, das jetzt Euren Sohn kontrolliert. Die Präsenz, die ihn wahrscheinlich missbraucht, um herauszufinden, wie man Eure Festung einnehmen kann.«

Sie saßen am Tisch im Besprechungsraum: die vier Givaner, Gouverneur Malti und eine Handvoll seiner vertrauenswürdigsten Leutnants. Berenice ließ den Blick über die Karten schweifen, die vor ihnen lagen, und betrachtete die vielen Städte und Lehen, deren Namen in der roten Markierung kaum zu lesen waren. Am längsten musterte sie den roten Flecken, der sich bis zur Spitze der Halbinsel auszubreiten drohte, wo die Küstenstadt Grattiar lag. Die Lücke zwischen der Festung und dem vielen Rot wirkte sehr, sehr schmal.

*All die Menschen, die dazwischen gefangen sind, dachte Berenice. Die Überlebenden haben so viel Elend durchlitten.*

Sie fragte: »Kennt Ihr Euch mit Zwillings-Skriben aus?«

Gouverneur Malti blickte zu ihr auf. »Zwillings-Skriben?« Er sah sich im Kartenzimmer um, als wollte er einen Skriber zurate ziehen, dabei hatte er die Kammer vor der Besprechung eigens räumen lassen. »Ich glaube, schon. Das ist eine Skribier-Methode, die hauptsächlich der Kommunikation dient, richtig?«

»Ja«, bestätigte Berenice. »Ein Skriben-Argument, das einem Objekt vorgaukelt, ein anderes zu sein – oder ihm zu gleichen. Schreibt man die entsprechenden Sigillen auf zwei Glasscheiben, werden sie zu Zwillingen. Schlägt man dann mit einem Hammer auf die eine, zerbrechen beide. Koppelt man zwei Metallstücke mit Zwillings-Skriben, braucht man nur eins davon zu erhitzen, um beide zum Glühen zu bringen.« Sie beugte sich über die Karten. »Der Feind, gegen den ihr kämpft – den wir alle bekämpfen –, benutzt eine fortgeschrittene Form der Zwillingsbildung, um seinen Krieg zu führen. Dadurch ist es ihm gelungen, in nur acht Jahren so viele Gebiete zu erobern.«

Sie berührte die größte Karte, die die Durazzo-See und die umliegenden Länder zeigte, sowie die rote Markierung, die fast alle Gebiete im Norden umfasste.

»Der Feind hat das alles mithilfe von Zwillings-Skriben erobert?«, fragte Malti zweifelnd.

»Ja«, sagte Berenice. »Weil er weiß, wie man etwas sehr Ungewöhnliches miteinander verkoppeln kann.« Sie schaute ihn an. »Unseren Verstand.«

Malti blickte seinen Söldnerhauptmann an, der verwirrt mit den Schultern zuckte. »Verstand koppeln? Was soll das bedeuten?«, fragte der Gouverneur.

Berenice erhob sich und ging zu der Kiste, die noch auf dem Tisch stand. »Darf ich Euch endlich unser Geschenk zeigen?«

Malti betrachtete die Kiste misstrauisch, dann nickte er. Berenice öffnete sie, drehte sie um und schüttete den Inhalt aus.

Ein skribiertes Objekt landete klirrend auf dem Boden: ein seltsames Gerät aus Holz und Stahl, klobig und primitiv, mit unverkleidetem Korpus, als sei dem Konstrukteur das Aussehen egal gewesen. Doch jeder, der sich ein wenig mit ausgeklügelten Werkzeugen auskannte, wusste, dass es sich um eine Kombination zweier gewöhnlicher Dinge handelte: einer Arbareste und einer Laterne.

»Eine ... Schwebelaterne?«, fragte einer von Maltis Leutnants.

»Ja. Eine, die eine sehr spezielle Munition abfeuert«, erklärte Berenice. »Keinen Bolzen, sondern eine skribierte Plakette. Eine sehr kleine Plakette. Euer Sohn wurde mit ziemlicher Sicherheit von einem solchen Geschoss getroffen.« Sie tippte sich an die rechte Schläfe. »Es hat sich in seinen Schädel gebohrt, und dann hat sich sein Geist mit etwas gekoppelt. Mit dem Feind. Zwei Dinge wurden zu ein und demselben. Der Feind hat seinen Körper skribiert, sein ganzes Wesen, und ist mit seinem Bewusstsein verschmolzen. Seither sieht er das-selbe wie Euer Sohn, ihr Geist ist vereint. Der Feind hat ihm Befehle erteilt, die er befolgt, weil er keinen eigenen Willen mehr hat.« Berenice nahm wieder Platz. »Und Ihr habt ihn in

Eure Stadt zurückgebracht. Dorthin, wo der Feind alles mit seinen Augen sehen und mit seinen Ohren hören kann und auf eine Gelegenheit zum Angriff wartet.«

Maltis aschfahles Gesicht wurde noch blasser. »Das kann nicht sein. Das ist ... Das ist mein *Sohn*, von dem Ihr da sprecht.«

»Und Ihr wisst, was er in Corfa getan hat«, sagte Claudia. »Etwas, das er normalerweise nie tun würde, richtig? Etwas, das Ihr für verrückt gehalten habt.«

»Ihr verlangt von mir, Unfassbares zu glauben«, fuhr Malti fort. »Beim Skribieren geht es um ... um Gegenstände.« Er klopfte auf den Tisch neben sich. »Um Bolzen. Schwerter. Schiffe. Mauern. Den Verstand zu skribieren ist ... einfach Irrsinn!«

Claudia sah Berenice fest an. »Sagst du ihm jetzt, dass wir alle kleinen Plaketten im Körper haben? Mit denen wir Gedanken und alle möglichen verrückten Dinge teilen können?«

»Ich will, dass er uns erlaubt, ihn und sein Volk zu retten«, gab Berenice zurück. »Nicht dass er uns wie Hexen verbrennt.«

Doch sie hatte weitaus persönlichere Gründe, dieses Thema nicht anzuschneiden. Andernfalls würde Malti sie zweifellos fragen, wie Giva zu dieser Technik gekommen war. Und falls sie ihm wahrheitsgemäß antwortete, konnte sie nicht verschweigen, dass sie zu den Skribern zählte, die diese Technik entwickelt hatten, ehe sie vom Feind gestohlen worden waren. Somit trug sie selbst eine gewisse Schuld daran, dass nun Hunderte von Städten auf den Karten rot gefärbt waren, und an den Tausenden von Flüchtlingen außerhalb der Mauern Grattiaras, die dem Ansturm entkommen waren. Und auch am Tod all jener, die es nicht geschafft hatten.

*Hör auf, ermahnte sie sich. Kämpf die Schlachten, die vor dir liegen, nicht die, die so lange zurückliegen.*

»Selbst wenn Ihr die Wahrheit sagt«, fuhr Malti fort,

»warum habt Ihr mir diese ... diese Laterne geschenkt? Wusstet Ihr, dass dieses Leid meinen Sohn ereilt hat?«

»Nein«, sagte Berenice. »Ich habe sie Euch gebracht, um Euch vor dem zu warnen, was geschehen wird. Und um Euch zu erklären, wie alle anderen Städte gefallen sind. So wird auch Eure Festung fallen.« Sie legte die Hand auf den roten Flecken auf der Karte, als wäre er eine Wunde. »Ihr werdet zuerst nur eine Laterne sehen, die vor Euren Mauern schwebt«, sagte sie. »Sofern Ihr sie überhaupt entdeckt.«

»Sie wird wahrscheinlich nachts kommen«, mischte sich Vittorio ein. »Sie ist klein. In der Dunkelheit schwer zu sehen.«

»Sie wird auf einen Eurer Soldaten zielen«, erklärte Claudia. »Man kann die Plaketten überall hinschießen – Kopf, Hand, Rücken, das ist egal. Sie muss nur in lebendem Gewebe stecken, damit die Skribierung funktioniert.«

»Dann wird sie diesen Soldaten mit jemandem koppeln – ihn besitzen, übernehmen – und sich seiner Augen bedienen«, sagte Diela leise. Ihre Augen wirkten groß unter ihrem Helm. »Um zu sehen, welche Verteidigungsanlagen Ihr habt. Wo Eure Leute stationiert sind.«

»Wo Ihr stark seid«, sagte Vittorio. »Und wo schwach. Was Ihr befehlt und plant.«

»Der Feind wird den perfekten Zeitpunkt für seinen Angriff wählen«, ergänzte Claudia.

»Und dann wird sich der Himmel mit diesen Dingern füllen.« Berenice trat mit dem Fuß gegen die Schwebelaterne. »Sie werden über Eure Soldaten herfallen wie Heuschrecken, weil sie wissen, wo sie zu finden sind. Sie werden auf sie schießen, ihnen Plaketten einverleiben, sie zu Zwillingen machen und auf ihre Seite ziehen. Die Soldaten werden zu Euren Verteidigungsanlagen gehen und dort ihre Kameraden töten. Oder sie öffnen die Tore oder stecken die Gebäude in Brand, vielleicht sogar ihre eigenen Häuser. Einfach alles.«

»Wir nennen sie ›Wirte‹«, sagte Claudia leise. »Denn sobald eine dieser Plaketten in ihnen steckt, sind sie nicht mehr sie selbst. Sie sind dann keine Menschen mehr. Nicht wirklich.«

»Sie sind mit etwas anderem gekoppelt«, erklärte Berenice.

Ein Bild blitzte in ihrem Kopf auf: ein Mann in einer dunklen Ecke, der sich zu ihr umdreht; blasses Licht fällt auf seine Gesichtszüge, und seine Augen, die Nase und der Mund sind blutverschmiert.

»Mit etwas Ungeheuerlichem«, sagte sie leise. »Mit etwas, das wir nicht richtig verstehen.«

»Das ist alles lächerlicher Blödsinn«, knurrte ein Söldnerhauptmann. »Laterne, die zielen können? Schießen? Ich weiß noch, wie Skriber versucht haben, Laterne zu bauen, die den Leuten Obstkörbe nach Hause liefern sollten. Damals fielen überall Melonen vom Himmel. Die Vorstellung, dass eine Laterne eine Arbaleste bedienen kann, ist mehr als töricht.«

Claudia schüttelte den Kopf. »Die Laterne selbst zielen und schießen genauso wenig wie eine normale Arbaleste.«

»Ihr meint, sie werden von jemandem aus der Ferne bedient?«, fragte Malti. »Von wem?«

Die Givaner sahen einander an.

»Er ist scharfsinnig, begreift es aber nicht ganz«, sagte Diela.

»Ja«, stimmte Berenice zu. »Er begreift's nicht.«

»Vom Feind«, sagte sie laut, wusste jedoch, dass ihre Antwort nicht zufriedenstellend klang.

»Von seiner Infanterie?«, fragte Malti. »Warum können wir dann nicht unsere Scharfschützen einsetzen, um sie auszuschalten? Um die Leute zu stoppen, die die Laterne kontrollieren, bevor sie uns angreifen können?«

»Nein.« Berenice zog auf der Suche nach den richtigen Wörtern eine Grimasse. »Nicht die Infanterie kontrolliert die Laterne. Alle Kräfte des Feindes – die Infanterie, die Laterne,

die Schiffe, alles – wird aus der Ferne gesteuert. Von einer Stelle aus.«

»Von einem Geist«, sagte Claudia.

»Einem Wesen«, erklärte Diela. »Es sieht mit vielen Augen. Arbeitet mit vielen Händen. Kontrolliert viele, viele Anlagen – überall auf dem Kontinent, gleichzeitig.«

»Ein Geist, so skribiert, dass er an vielen Orten zugleich existiert«, sagte Vittorio. »In allem, was er erschaffen hat – in Anlagen oder Menschen.«

Malti sah sie erschrocken an. »Nein. Das ist unmöglich.«

»Habt Ihr Euch nie gefragt, Euer Gnaden, wie der Feind so perfekt manövriert kann?«, sagte Berenice. »Wie er fast ohne Zeitverlust kommuniziert? Warum seine Kreischer immer Ziele treffen, die außerhalb der Sichtlinie seiner Artillerie liegen? Und warum er sich nicht einmal die Mühe macht, mit Euch zu verhandeln? Wieso schickt er nie Abgesandte, kündigt sich nie an und gibt sich Euch nicht zu erkennen?«

Malti starrte auf die Karte. Sein Gesicht war fast farblos, die Spitzen seines Bartes zitterten.

»Das klingt unmenschlich«, fuhr Berenice fort, »weil es unmenschlich ist.«

Der Gouverneur schluckte. Lange Zeit saß er schweigend da, dann wandte er sich der skribierten Laterne auf dem Boden zu. »Ihr seid gar nicht hier, um mich zu überreden, Euch die Flüchtlinge zu überlassen«, sagte er.

»Nein«, erwiderte Berenice. »Wir sind hier, um auch Euch zum Rückzug zu bewegen. Euch und all Eure Männer.«

»Ihr sollt mit uns kommen«, sagte Diela. »Bei uns seid Ihr in Sicherheit.«

»Es gibt keine Möglichkeit, gegen diesen Feind anzukommen«, ergänzte Claudia. »Keine Feldschlacht. Keine Belagerung. Keinen Trompetenstoß und keinen glorreichen Angriff der Soldaten.«

»Die Kriegsführung der Handelshäuser ist veraltet«, fügte Vittorio hinzu. »Das hier ist anders.«

Berenice warf ihm einen bösen Blick zu. »Die Kriegsführung hat sich geändert. Also müssen *wir* uns ändern. Wir alle. Auch Ihr, Euer Gnaden.«

Malti blinzelte erschüttert. Dann griff er nach einem Krug, schenkte sich einen Becher Wein ein und stürzte ihn hinunter. »Ich bin ein Morsini«, sagte er gedehnt. »Ich wurde in dem Glauben erzogen, dass Macht und Kampf die große Sprache der Welt ist, dass man seinen Wert mit Waffenstärke beweist. Zu evakuieren, meinen Posten zu verlassen ist ... undenkbar.«

Berenice beobachtete stumm, wie sich Maltis Gedanken in seiner Miene widerspiegeln.

»Wohin würdet Ihr meine Leute bringen?«, fragte er. »Zu Euren Nebelbänken?«

Sie nickte. »Nach Giva. Dort hat sich der Feind noch nie blicken lassen.«

Malti barg das Gesicht in den Händen. »So weit zu fliehen ... mein Gott!« Er stöhnte und sah sie an. »Sagt es mir. Könnt Ihr meinen Jungen retten?«

»Man weiß ja nie, ob so was gut geht«, sagte Claudia, die neben Berenice die Stufen des Bergfrieds erklimmte. »Aber das ist gut gelaufen.«

»Kann sein.«

Sie erreichten die oberen Wehrgänge der Festung. Berenice schirmte sich die Augen mit der Hand ab und blickte aufs weite Meer hinaus.

*Von allen Dingen, die ich heute verlieren könnte, dachte sie, muss es ausgerechnet eine riesige Kriegsgaleone sein.*

»Müssen wir uns vor dem Jungen hüten?«, fragte Diela. »Dem Wirt?«

»Natürlich!«, sagte Vittorio. »Schließlich hat sie uns gesehen, mit den Augen des Jungen. Sie beobachtet uns.«

»Wir müssen den Jungen sofort säubern«, brummte Claudia. »Ich frage mich, warum wir das nicht gleich getan haben.«

»Zuerst müssen wir die Leute hier rausbringen.« Berenice schaute weiterhin aufs Meer hinaus. »Und ich glaube, es wird eine Weile dauern, bis wir Malti davon überzeugen können, uns den Jungen retten zu lassen.«

»Warum müssen wir ihn davon überzeugen, seinen Sohn zu retten?«, fragte Diela.

»Weil das bedeutet, ihn mit einem verdammten Messer zu stechen«, brummte Vittorio. »Das erfordert vielleicht ein wenig Diplomatie.«

Berenice nickte. »Korrekt.«

»Oh«, sagte Diela sanft. »Verstehe.«

Eine unangenehme Stille breitete sich aus, denn keiner von ihnen wollte über das Thema reden.

Jeder in Berenice' Trupp trug eine winzige skribierte Plakette in sich, die den Verstand der jeweiligen Person mit dem aller anderen verband. Das machte sie zu etwas ungewöhnlich Mächtigem: zu einem Trupp aus Soldaten, der in völliger Übereinstimmung handelte und sich des Standorts, der Fähigkeiten und Schwachstellen jedes einzelnen bewusst war.

Doch falls ihre Feindin – die Präsenz, die sich selbst »Tevanne« nannte – einen von ihnen gefangen nahm und wie den Sohn des Gouverneurs kontrollierte, würde sie durch die Skribierung Einfluss auf alle erlangen, die miteinander gekoppelt waren. Daher durfte man mit einer aktiven Verbindung niemals in Gefangenschaft geraten.

Die Lösung stellte ein Säuberungsstab dar. Dabei handelte es sich um eine skribierte Klinge, die man sich ins Fleisch stach und dann abbrach. Sobald sie im Körper steckte, zwang sie ihn dazu, alle anderen Skriben-Befehle zu ignorieren, die je auf ihn angewendet wurden – einschließlich der Skriben, die

Berenice und ihrem Trupp erlaubten, als Einheit zu denken und zu fühlen. Die Wirkung einer Säuberung war unumkehrbar, doch war es besser, dauerhaft geschädigt zu sein, als in Tevannes Klauen zu geraten und die eigenen Kameraden mit ins Verderben zu reißen.

Endlich erspähte Berenice die *Schlüsselwacht* in der Ferne. »Wenn wir das Signal an Sancia gesendet haben«, sagte sie, »rede ich mit dem Gouverneur. Hoffentlich hatte er genug Zeit, alles zu verarbeiten, was wir ihm über Tevanne erzählt haben. Genug, um uns zu erlauben, seinen Sohn zu säubern.« Sie reichte Claudia die Hand. »Lass uns anfangen.«

Claudia griff in ihren Kürass und holte ein längliches schwarzes Kästchen hervor, etwa zwei Zentimeter breit und tief und zehn Zentimeter hoch. Ein winziger Glaspunkt war in seine Seite eingelassen. »Hoffentlich ist es erledigt, bevor Tevanne uns durch diesen Wirt weiter ausspionieren kann. Richtig?«

Berenice nahm das Kästchen, stellte es auf die äußere Kante der Zinne und öffnete den Deckel. Eine Glaslinse kam zum Vorschein. »Hoffentlich, ja.«

»Das kann doch nicht passieren, oder?«, fragte Diela. »Zwillings-Skriben sind an eine bestimmte Entfernung gebunden. Gekoppelte Objekte müssen nahe beieinander sein, damit der Effekt funktioniert. Vielleicht wurde der Junge da drinnen ... deaktiviert und bleibt so lange passiv, bis der Feind wieder in der Nähe ist.«

»Aber würden wir es überhaupt merken, wenn Tevanne in der Nähe wäre?«, fragte Vittorio.

»Wir stellen die falschen Fragen.« Berenice schaute durch die Linse der Box und peilte das weit entfernte Schiff an. Dann blickte sie zu ihrem Trupp. »Die richtige Frage lautet: Wenn der Feind in der Nähe und das alles eine Falle ist, ist es dann noch einen Versuch wert, die vielen Menschen da draußen zu retten?«

Ihr Trupp tauschte besorgte Blicke aus, doch schließlich nickten alle.

»Genau. Ich stimme zu.« Berenice blickte zum Himmel hin auf und justierte dann die Linse des Kästchens, um das Sonnenlicht einzufangen. »Nehmen wir einfach mal an, wir sind in eine Falle getappt.«

»Was für eine Falle?«, fragte Claudia.

»Ich weiß es nicht«, sagte Berenice. »Wir haben bisher vermutet, dass Tevanne die übliche Strategie anwendet: eine Stadt angreifen, sie erobern, die Streitkräfte neu formieren und dann zur nächsten ziehen. Aber jetzt ...«

»Ihr glaubt also, Tevanne lässt alle Städte dazwischen aus?«, vergewisserte sich Diela. »Und kommt schnellstmöglich her?«

»Wenn uns der Feind mit den Augen des Jungen gesehen hat, ja«, antwortete Berenice. »Ich bin sicher, Tevanne würde mich nur zu gern umbringen. Oder Sancia. Und sie weiß, wo ich bin, da sind ...«

»... Sancia und Clef auch nicht weit«, beendete Claudia leise den Satz.

»Korrekt.« Berenice legte einen kleinen Schalter an der Seite des Kästchens um und aktivierte damit dessen Skriben. Obwohl keine Veränderung ersichtlich war, wusste sie, dass das Kästchen jetzt das Sonnenlicht vom Himmel zum Meer umlenkte, allerdings in einer ganz anderen Farbe, die nur ein bestimmtes Wesen erkennen konnte. »So. Das Signal ist gesetzt.« Sie zückte erneut ihr Fernrohr und blickte zum fernen Schiff. »Hoffentlich bemerken sie es schnell. Wenn Tevanne in diesem Wirt ist und mich gesehen hat, haben wir höchstens zwei Tage Zeit, um Tausende unschuldige Menschen zu evakuieren. Wir müssen uns beeilen.« Berenice beobachtete den Flecken am Horizont und wartete darauf, dass er sich bewegte.

»Wenn Tevanne kommt«, sagte Claudia, »wird sie sicher ein Todes-schiff schicken.«

Berenice spürte, wie ein kalter Angstschauder ihren Trupp durchlief. Auch sie zitterte und blickte instinktiv zum Himmel im Norden, als ob sie damit rechnete, ein solches Schiff in den Wolken schweben zu sehen. »Ja. Ziemlich sicher.«

»Verrogete Hölle«, murmelte Vittorio.

»Mir ist aufgefallen, dass du dem Gouverneur nichts von *ihnen* erzählt hast«, sagte Claudia.

»Wir wollten, dass er unsere Hilfe annimmt.« Berenice blickte durch das Fernrohr zur Galeone. »Nicht dass er völlig verzweifelt.«

Der winzige Punkt am Horizont regte sich, dann drehte er ganz langsam bei.

»Sie fahren los. Auf geht's.« Berenice senkte das Fernrohr und lief die Treppe hinunter. »Claudia, du kommst mit. Wir säubern den Jungen. Ihr anderen holt eure Waffen am Tor des Bergfrieds, dann holt ihr das Waffenarsenal, das wir an der Küste versteckt haben. Bringt es zu den äußersten Mauern. Ich rede mit dem Gouverneur, damit wir eine Verteidigung aufbauen können.«

»Ich dachte, wir haben zwei Tage Zeit, bis Tevanne hier ist?«, hakte Diela erstaunt nach. »Warum sollen wir uns zuerst auf die Belagerung einrichten?«

»Wieso hat Giva so lange durchgehalten, Diela?«, fragte Berenice in lehrmeisterlichem Ton.

»Hm ... weil wir nachdenken, begreifen, notfalls Opfer bringen und einander unsere Tage und Stunden schenken?«, fragte Diela.

Berenice setzte den Helm auf und schnallte ihn fest. »Aber auch, weil wir gottverdammmt paranoid sind. Also, komm mit.«

Auf der Galeone öffnete Sancia ihre Augen in der Finsternis.

Sie lauschte auf das Knarren, Ächzen und das tropfende Wasser im kaum erhellt Schiffinneren. Alles um sie herum vibrierte: der Boden, die Rumpfwände, die Luken. Alles bebte, während das große Schiff durch die Gewässer der Durazzo-See fuhr.

Sie blinzelte und versuchte, sich zu erinnern, wo sie war und was sie hier tat.

*Ich bin schon mal durch so ein Schiff geschlichen, dachte sie, und habe einen schlafenden Teufel darin gefunden.*

Sancia richtete den Blick auf die Kammer zu ihrer Rechten: eine riesige Blase aus Stahl und Glas, die im Bauch des Schiffes schwebte und ein komplexes bewegliches Gerät enthielt. Es sah aus wie ein umgekippter Stapel riesiger Münzen.

Ein Lexikon: eine Vorrichtung, die die Realität dazu bringen konnte, sich selbst zu widersprechen, und das Einzige, was das Schiff über Wasser hielt.

*Nur bin ich diesmal hier drin, dachte sie, während der Teufel draußen die Welt verschlingt.*

Sie stand auf und näherte sich der Glaswand. Dahinter ragte ein kleiner goldener Schlüssel aus einem Mechanismus an der Seite des Lexikons.

Sie berührte die Zwillingsplakette, die sie an einer Schnur um den Hals trug. Eine Präsenz erklang in ihrem Kopf, intelligent und synkopisch: »Alles gut, Kind?«

»Ja, Clef«, erwiederte Sancia. »Ich warte nur. Was weder schwer noch aufregend ist, im Vergleich zu dem, was du tust.«

»Ich schiebe nur dieses große Stück Müll durchs Wasser. Ärgere ein paar Schweinswale. Und ein paar Möwen. Igitt ... Mistviecher! Sie kacken mich ständig an, ich spüre es.«

»Kein Signal von Grattiera?«

»Bis jetzt nicht«, antwortete Clef. »Ich hoffe, Ber hat eine schöne Zeit. Vielleicht bekommt sie Tee oder diese leckeren kleinen Kekse, die man hier immer serviert.«

»Was kümmert es dich, wie ein Keks schmeckt, Clef?«, fragte Sancia.

»Hey, ein Schlüssel darf doch wohl träumen, oder?«

Sancia hielt die Plakette noch ein wenig länger umfasst. Obwohl man sie »Geistplakette« nannte – ein Begriff, der fast arkane Kräfte suggerierte –, war sie mit den schlichtesten Skriben an Bord versehen und kaum mehr als ein Stück hitzebeständiger Stahl, der mit dem Objekt neben Clef im Lexikon gekoppelt war.

Normalerweise konnte Sancia seine Stimme nur hören, wenn sie ihn am Leib trug. Doch da sie den Zwillling der Geistplakette berührte, deren Skriben ihr weismachten, zugleich Clef und Sancia zu berühren, konnte sie seine körperlose Stimme auch über große Entfernung hinweg hören.

*Wie die Glieder einer Kette*, dachte sie abwesend.

Sie stand im Dunkeln und stellte sich vor, was Berenice und ihr Trupp jetzt taten: Womöglich sprachen sie mit dem Gouverneur und trugen leidenschaftlich ihre Argumente vor. Oder sie hatten sie verraten – die Morsinis waren schon immer dumme Bastarde gewesen –, und sie kämpften darum, die Festung unter Kontrolle zu bringen.

*Immerhin kann die Einnahme von Grattiera kaum schwerer sein als die anderen Dummheiten, die wir angestellt haben*, dachte sie.

Wie sehr ihre Knochen schmerzten! Wie sie es hasste, in der Dunkelheit des Schiffes festzusitzen!

»Hey, es ist auch schön, mit dir hier zu sein, Kind«, sagte Clef.

»Hm? Oh. Tut mir leid.« Sancia vergaß oft, dass Clef die Geistwanderung viel besser beherrschte als Menschen. Obwohl Letztere seine Emotionen normalerweise nicht lesen konnten, schnappte er ihre Gedanken und Gefühle auf, ohne dass sie es merkten.

Sie sah ihn böse an. »Du weißt ganz genau, dass nicht du das Problem bist.«

»Ja, ich weiß.«

»Ich bin bloß deine Fracht. Etwas, das du beschützt, während woanders wirklich Gefahr droht.«

»Und du weißt, dass du damit meine gesamte Beziehung zu dir umschreibst, oder?«, erwiderte Clef. »Ich hab ein verdammt Jahr lang an deinem Hals gehangen. Wenigstens hattest du immer Arme und Beine und, du weißt schon, ein Geschlechtsteil und so.«

Sancia grinste. »Das stimmt wohl. Ich genieße es, all das zu haben.«

Ihr Grinsen verblasste. »Ich hab eben nur geglaubt, in einem Skriber-Krieg zu kämpfen würde ...«

»... mehr wie ein richtiger Kampf sein?«

»Ja.« Sie spürte hinter sich eine Präsenz – Polina näherte sich von unten. Sancia drehte sich um und sah sie aus dem Gang treten, wie immer mit strenger Miene und zusammengekniffenen Augen.

»Hallo, Pol«, sagte Clef. »Wie war die Reise? Einer deiner Ärzte scheint unter einem heftigen Anfall von Seekrankheit zu leiden. Es würde mich ja nicht so sehr stören, wenn er mir nicht ständig auf die Planken kotzen würde.«

»Halt die Klappe, Schlüssel«, schnauzte Polina. Sie verabscheute es zutiefst, Clefs Stimme im Kopf zu hören. Auch sie trug eine Zwillingsplakette, die sie mit Sancia verband, daher bekam sie alle Unterhaltungen der beiden mit.

*Mehr Glieder*, dachte Sancia. *Und eine viel, viel längere Kette.*

Polina nickte ihr gebieterisch zu. »Wie lange sind sie fort?«

»Du weißt, dass du nicht in meiner Nähe sein musst, um mit mir zu reden, oder?«, fragte Sancia. »Das ist im Grunde der Sinn von Geistwanderung.«

»Ist mir bewusst«, antwortete Polina. »Trotzdem ziehe ich es vor, dich aufzusuchen und mich auf normale Weise mit dir zu unterhalten – damit ich menschlich bleibe.«

»Wir sind alle noch Menschen, Polina«, meinte Sancia seufzend. »Wir reden nur ein bisschen anders, das ist alles.«

»Sag das den Wirten in Tevannes Armee. Wie lange?«

Sancia musterte Polina. Zu ihrer Enttäuschung hatte sie sich in den acht Jahren, seit sie dem Tod und Verderben entkommen waren, kein bisschen verändert: Nach wie vor hatte sie ein wettergegerbtes Gesicht, stechende graue Augen und das Haar zu einem festen Dutt hochgesteckt. Polina schien wie dafür gemacht zu sein, in düstere Katastrophen zu segeln und zu überleben.

»Berenice und ihr Trupp sind seit zwei Stunden an Land«, erwiderte Sancia. »Es ist noch viel zu früh, um sich Sorgen zu machen.«

Polinas allgegenwärtiges Stirnrunzeln verstärkte sich. »Mir gefällt das nicht. Wir haben schon mal versucht, mit diesen Idioten vom Handelshaus zu reden. Sklavenhalter zur Vernunft zu bringen ist ungefähr so sinnvoll, wie mit diesem ... diesem Ding zu diskutieren.« Sie schauderte.

»Wenn es funktioniert, retten wir Tausende von Leben«, sagte Sancia laut, damit Polina ihre Verärgerung mitbekam.

»Tausende von Menschen. Wie viele kann die *Schlüsselwacht* aufnehmen?«

»Sie ist eine Galeone von Haus Dandolo«, sagte Clef. »Hier passen etwa dreitausend Passagiere rein.«

Polina schüttelte den Kopf. »So viele haben wir noch nie in einer einzigen Operation nach Giva gebracht. Das wird ja eine tolle Heimreise – sofern alles gut geht.«

»Tevannes Truppen sind auf der anderen Seite der Halbinsel«, sagte Sancia. »Dutzende von Festungen liegen zwischen Grattiara und ihnen. Solange sich die Armee nicht plötzlich in die Luft schwingen und herfliegen kann, bleiben uns noch ein paar Stunden Zeit.«

»Stimmt«, sagte Polina. »Aber das alles macht mich nervös. Wenn ein Hirte versucht, ein verlorenes Lamm zu retten, ist der Rest der Herde am meisten gefährdet.« Sie kehrte unter Deck zurück. Sancia spürte ihre Präsenz wie ein Stück warmen Boden unter den nackten Fußsohlen.

»Zumindest ist es gut zu wissen, dass ihr euch trotz Geistwanderung nicht verändert«, sagte Clef. »Denn sie benimmt sich immer noch so lächerlich wie ...«

»Ich kann dich hören, verdammt!«, schnauzte Polina. »Ich bin nicht so weit weg!«

»Ja, ja«, brummte Clef.

Sancia seufzte.

»Kopf hoch, Kleine«, sagte Clef.

»Du hältst jetzt doch nicht etwa irgendeine blöde Rede, oder?«

»Nein. Denn du musst dich konzentrieren. Bei den Mauern des Bergfrieds regt sich was.«

Sancia setzte sich auf. »Ist das gut oder schlecht?«

»Wenn ich das wüsste. Aber es tut sich was.«

Sie griff nach der Geistplakette um ihren Hals. »Zeig's mir.«

»Gib mir eine Sekunde. Ich ziehe dich rein.«

Es war ein merkwürdiges Gefühl, als Clef gewissermaßen an ihre Gedanken klopfte. Sie willigte ein, öffnete ihren Geist für ihn und sah ... die riesige Bucht von Grattiara vor sich, die gewaltige Festung auf den Klippen, die armseligen, rauchenden Lager auf den Hängen. Der Anblick strömte aus Dutzenden Quellen in ihre Gedanken, über die vielen Sensoren und Sehhilfen, die sie für Clef auf dem Schiff installiert hatten. Einige Eindrücke konnte sie nicht ganz nachvollziehen, da Clef die Realität mit Sinnen erfasste, die ihr Gehirn nicht zu interpretieren wusste. Daher konzentrierte sie sich auf eine spezielle Vision und musterte Grattiara aus der Ferne.

Sie blickte auf die Brüstungen der äußeren Mauern, dann hinauf zum höchsten Hügel, auf dem der Bergfried stand. Dort, auf der Spitze eines Turms, bewegte sich eine kleine Gruppe von Menschen.

»Gottverdamm«, sagte Sancia. »Du kannst weit sehen, Clef.«

»Ich nicht. Aber das Schiff und der ganze Mist, den ihr eingebaut habt. Meine Sicht reicht nicht aus, um zu erkennen, ob das Ber ist, aber ...«

»Da ist das Signal!«, rief Sancia.

Die Spitze des Turms leuchtete plötzlich in rötlich grünem Licht auf – ein Licht, das menschliche Augen niemals wahrnehmen würden. Die Vorrichtungen auf der *Schlüsselwacht* hingegen waren eigens zu diesem Zweck skribiert worden.

»Sie hat es geschafft«, meinte Clef staunend. »Verdammt. Das ging ja schnell.«

»Dann lass uns aufbrechen«, entgegnete Sancia. »Aber bleib wachsam, nur für den Fall.«

»Verstanden.«

Sie löste sich aus der Vision und fiel in ihren eigenen Körper zurück. Dann spürte sie, wie ein Ruck durch das Schiff ging, als es beidrehte. Es war nach wie vor seltsam zu wissen, dass Clef es steuerte. Er war schon immer unglaublich geschickt darin gewesen, skribierte Objekte zu manipulieren. Doch ihn in einem Lexikon zu platzieren, das eine Kriegsgaleone kontrollierte, ließ ihn im Grunde selbst zu dem Schiff werden. Sein Bewusstsein durchdrang jedes Werkzeug am Rumpf – einschließlich des Rumpfs selbst, der natürlich ebenfalls skribiert war. Der Name der Galeone ging sogar auf diese bizarre Kopplung zurück: Für die Givaner war sie die *Schlüsselwacht*, ob Clef sie nun steuerte oder nicht.

Dass er jeden Aspekt dieses unergründlich komplizierten Schifffs kontrollieren musste, schien ihn nicht sonderlich zu stören. Das Einzige, worüber er sich beklagte, war, dass er auch die Latrinen reinigen musste.

Sancia lehnte sich wieder an die Wand der Lexikonkammer. *Ich bin auf einem Geisterschiff*, dachte sie, *auf dem mein Freund spukt*.

Sie lauschte dem Knarren der Galeone. Seltsam, dass sie einen Krieg gegen ein ähnliches Gebilde führten, das nur in viel größerem Maßstab funktionierte: Es war ein gewaltiger Verbund aus skribierten Werkzeugen, Schöpfungen und Wirten, alle gelenkt von einem Geist, der gewissermaßen einmal Sancias Freund gewesen war.

»Du denkst wieder an ihn«, sagte Clef.

»Ich weiß.«

»Vieles hat sich verändert. Auch er.«

»Ich weiß!«

»Er würde wollen, dass du das hier tust.«

Sancia sah ihr Spiegelbild in der Glaswand des Lexikons. Sie wusste, dass sie in Wahrheit noch keine dreißig Jahre alt war. Die Frau mit dem grau melierten Haar jedoch, den faltigen Augen und den Altersflecken, die sich in der Glaswand spiegelte, war weit über fünfzig.

Sie schloss die Augen.

»Ich weiß, Clef. Ich weiß, wie sehr sich alles verändert hat.«

Berenice und ihr Trupp teilten sich auf, als sie die untere Etage des Bergfrieds erreichten. Vittorio und Diela machten sich auf den Weg in die Stadt, während Berenice und Claudia zu den Sitzungsräumen des Gouverneurs gingen.

»Baut alles auf und sagt mir, wenn ihr was Ungewöhnliches seht«, befahl Berenice, während sie durch die engen Gänge eilten.

»Was gilt denn als ungewöhnlich, Capo?«, fragte Vittorio.

»Alles, verdammt noch mal! Tevanne kennt diese Stadt vermutlich innerlich und auswendig. Jeder Hinweis darüber, wie viel sie weiß, wäre hilfreich.«

Berenice war sich bewusst, dass ihr Vorteil begrenzt war. Tevannes wertvollste Einheit – die Monstrositäten, denen Sancia den Spitznamen »Todesschiffe« gegeben hatte, obwohl die neueren Versionen überhaupt nicht wie Schiffe aussahen – brauchten weder Sabotage noch Spione, um erfolgreich zu sein. Eine Waffe, die eine Kleinstadt in Sekundenschnelle auslöschen konnte, war im Vorfeld nicht auf Aufklärung angewiesen.

»Diela«, sagte Berenice. »Bau den Todesschiff-Detektor auf, sobald du vor Ort bist. Ich will wissen, wenn sich eine dieser Abscheulichkeiten in einem Radius von sechs Kilometern um uns herum befindet.«

»Verstanden, Capo.« Obwohl Diela nicht mehr in der Nähe war, hörte Berenice ihre Stimme nach wie vor deutlich in ihrem Kopf.

Sie kehrte mit Claudia in den großen Sitzungssaal zurück. Ein paar von Maltis Skribbern und Söldnern lungerten dort

noch herum, der Gouverneur selbst jedoch war nicht anwesend.

»Der Gouverneur wird in Kürze zurück sein«, sagte ein Mitglied des Gefolges. »Er bittet Euch darum, in der Zwischenzeit hier zu warten.«

Claudia lehnte sich mit verschränkten Armen an den großen Kartentisch. »Wenn Tevanne wirklich ein Todesschiff schickt«, sagte sie, »was, zum Teufel, sollen wir dann tun? Die Kreischer fügen ihm nicht mal eine Delle zu – falls wir es überhaupt treffen.«

»Am besten sind wir schon weg, bevor sie hier ankommt«, erwiderte Berenice.

»Und wenn wir noch hier sind?«

»Clef«, antwortete Berenice schlicht.

Claudia starrte sie an. »Was, zum Teufel? Ber, das ist uns bisher erst einmal gelungen!«

»Also ist es grundsätzlich möglich«, hielt Berenice dagegen. »So mit können wir's noch mal schaffen.«

Ein langer, schrecklicher Schrei hallte durch den Bergfried.

Im Versammlungsraum wurde es still. Berenice und Claudia richteten sich auf. Sie blickten aufmerksam zur Tür, die zu den Privaträumen des jungen Mannes führte.

»Was war das?«, fragte einer der Skriber nervös. »Das klang wie ein ... ein ...«

Die beiden Frauen sahen einander an.

»Das kam von ...«, sagte Claudia.

»Von dahinten, ganz sicher«, vollendete Berenice den Satz.

Sie rannten zur Tür, rissen sie auf und eilten den Gang entlang.

Als sie das Zimmer des Gouverneursohns erreichten, standen fast ein Dutzend Söldner vor der offenen Tür und stierten mit staunenden Mienen hinein. Obwohl Berenice einen Kopf kleiner war als die meisten von ihnen, drängte sie sich an ihnen vorbei und spähte ins Zimmer.

Das Himmelbett war leer. Malti und die Frau, die sich um seinen Sohn gekümmert hatte, lagen mit aufgeschlitzten Kehlen auf dem blutdurchtränkten Teppich.

Berenice musterte den Gouverneur. Das skribierte Papier an seiner Seite fehlte. Er war dem Tode nahe, Blut floss aus der durchtrennten Kehle. Mit traurigem Schrecken im Blick streckte er ihr die Hand entgegen, doch dann erschlaffte sein Arm, und seine Blick war leer.

»Scheiße«, sagte Berenice laut. »Scheiße, Scheiße, Scheiße!«

»Blut«, meldete Claudia. »Hier draußen auf dem Boden.«

Berenice drängte sich an der Söldnerschar vorbei und trat zu ihr in den Gang. Claudia blickte auf die Spritzer und zeigte den Korridor entlang. »Er ist in diese Richtung geflohen. Oder sie.«

»Vittorio, Diela«, sagte Berenice. »Bestätigt, dass ihr das hier bekommen habt.«

»Bestätigt, Capo.« Vittorios Stimme war noch immer klar zu hören, wenn auch schwächer als zuvor – eine Folge der Entfernung zwischen ihnen.

»Verdoppelt euer Tempo. Tevanne muss in der Nähe sein.«

»Bestätigt, Capo«, sagte Diela mit zittriger Stimme.

Berenice griff in ihren Stiefel und zog einen der drei Säuberungsstäbe heraus, die sie darin aufbewahrte. Es war ein winziges Ding, das eher an einen Meißel als an eine Waffe erinnerte. Claudia tat es ihr nach und hielt ihren Stab wie einen Dolch vor sich. Dann rannten sie in die dunklen Gänge und folgten den Blutflecken auf dem Boden.

»Tevanne steckt in ihm«, sagte Claudia. »Sie hat ihn benutzt. Sie war wirklich hier.«

»Ist sie noch immer«, knurrte Berenice. »Wir müssen sie fangen, bevor sie die Stadt weiter schwächen kann.«

Sie bogen links ab, dann rechts und wieder links. Die Geräusche im Bergfried wurden leiser und verklangen schließlich ganz.

»Also ist Tevanne nicht weit«, sagte Claudia, »aber sicher ist nur eine kleine Streitmacht in der Nähe, oder? Weniger als ein Dutzend Wirte. Es kann sich doch unmöglich eine ganze Armee hinter einer Bergkuppe verstecken!«

»Claudia, ich hab keine Ahnung.«

Noch eine Abzweigung, dann noch eine. Schließlich hielten sie inne: In einem nahen Gang war etwas zu hören, ein leises, unbeholfenes Schlurfen.

»Jetzt wünschte ich, wir hätten richtige Waffen«, sagte Claudia, »statt – du weißt schon – die kleinsten Messer der Welt.«

»Wenn wir jetzt unsere Arbalesten rufen, würden sie uns nie erreichen, stimmt's?«, fragte Berenice.

Claudia schüttelte den Kopf. »Wir müssen in Sichtweite sein. Sie schaffen es nicht durch all diese Gänge.«

Sie erreichten eine Ecke. Das Schlurfen war jetzt sehr laut, noch dazu war nun ein gleichmäßiges leises Kratzen zu hören wie von einer Nadel auf einer Schultafel. Berenice drückte sich mit dem Rücken an die Wand und spähte um die Ecke.

Eine Gestalt schlurfte humpelnd den Gang hinunter, weg von ihnen. Sie konnte kaum etwas sehen – das Licht war matt, und am Ende des Ganges befand sich nur ein Buntglasfenster. Dennoch glaubte sie, ein Rapier in der Hand der Gestalt zu erkennen, dessen Spitze über den Boden schleifte.

Berenice kniff die Augen zusammen und dachte nach. »Claudia, sag mir, dass wir unsere Rüstung verstärkt haben, damit sie einem skribierten Rapier standhält.«

»Einer normalen Morsini-Klinge?«, hakte Claudia nach. »Sicher. Aber ... Mist, ich würde es nicht drauf ankommen lassen.«

Berenice trat in den Gang, den Säuberungsstab in der rechten Hand wie einen Dolch erhoben, und folgte der Gestalt.

Die hielt in der Bewegung inne und drehte sich langsam um. Ihr Gesicht war im trüben Licht nicht zu sehen, doch offenbar musterte sie die Verfolgerin.

Berenice ging weiter, die linke Armschiene erhoben, um jeden Schlag abzufangen, den Säuberungsstab in der rechten.

Doch die Gestalt rührte sich nicht. Erst als sie sich ihr bis auf drei Meter genähert hatte, beugte sie sich schließlich vor und flüsterte: »Ssaanciaa!«

Berenice bekam eine Gänsehaut. »Verrogete Hölle!«

»Ich bin hinter dir«, sagte Claudia, »bleibe aber auf Abstand.«

Berenice näherte sich vorsichtig, die Augen auf das Rapier in der Hand des Geschöpfes gerichtet. Sie hatte schon früher gegen Wirte gekämpft und wusste, dass sie oft verwirrt und dumm wirkten – aber nur, solange ihr Meister ihnen keine Aufmerksamkeit widmete. Wenn Tevanne wollte, konnten sich ihre Wirte blitzschnell bewegen.

Dieser Wirt jedoch stand da wie erstarrt und stierte sie einfach nur an, während sie sich langsam näherte. Plötzlich stürzte er sich auf sie.

Das Rapier blitzte auf und sauste auf ihren Hals zu.

Der Sprung des Wirts war ungeschickt, Geschwindigkeit unter Verzicht auf Genauigkeit und Schutz, und Berenice schaffte es gerade noch, die Klinge mit der Armschiene abzuwehren. Das Rapier streifte die Gangwand und hinterließ einen tiefen Kratzer in den Steinen.

Berenice stach mit dem Säuberungsstab zu, doch der Wirt sprang bereits zurück und stolperte den Gang hinab auf das Fenster zu. Erneut schlug er mit der Klinge zu und zielte auf ihre Füße.

Sie wich aus und sah die blutige Schwertspitze flimmernd durch die Luft sausen. Hätte Ber nur ein kleines bisschen langsamer reagiert, hätte sie ihren Fuß durchbohrt.

*Er ist schnell*, dachte sie. *Verdammst schnell*.

Wieder schoss der Wirt vor, und sein bizarres Taumeln war schwer zu verfolgen. Der Degen hob sich und stach diesmal auf ihre Schulter ein, doch sie lenkte die Klinge recht-

zeitig mit der Armschiene ab, sodass sie über ihren Helm hinwegglitt.

Die Abwehr gab ihr eine Blöße, und das wusste sie – ebenso wie der Wirt: Er stach nach ihrer Kehle, und sie konnte sich nur retten, indem sie zurückstolperte und die Klinge mit dem rechten Armschutz niederschlug. Die Schwertspitze schrammte über den Brustpanzer ihrer Rüstung und hinterließ eine tiefe Furche.

*Knapp, viel zu knapp.*

Der Wirt wich weiter zurück. Sie waren jetzt nahe genug am Fenster, dass Berenice ihn genauer in Augenschein nehmen konnte: Das bleiche, abgemagerte Gesicht des Jungen starnte sie an, der Mund stand offen, das Kinn war noch immer mit Brei befleckt, und die Hände und Schenkel waren mit Blut bespritzt. Zudem tropfte aus der Kopfwunde an der rechten Seite Eiter. Sein Blick verweilte kurz auf Berenice und richtete sich dann über ihre Schulter hinweg auf Claudia.

Der Wirt schien eine Entscheidung zu treffen.

Er richtete sich auf, wandte das Rapier gegen sich und wollte es sich in den Magen rammen.

Doch damit hatte Berenice gerechnet. Sie stürzte vor, packte ihn an den dünnen Handgelenken und schlug seine Knöchel gegen die Wand. Es gelang der Präsenz, die den Jungen kontrollierte, noch, ihm einen flachen Schnitt am oberen Bauch zuzufügen, direkt unter dem Brustbein. Erst dann ließ sie die Waffe fallen.

Mit schockierender Kraft drängte der Wirt vor und schnappte mit den vergilbten Zähnen nach Bers Gesicht. Sie wich zurück und konnte ihn gerade noch abwehren.

»Jetzt!«, schrie sie.

Claudia sprang über sie hinweg, hob den Säuberungsstab und stach ihn dem Jungen in die Schulter. Sie drehte das Messer, brach die Klinge ab und trat zurück.

Der Wirt keuchte, hustete und würgte. Dann wurde sein Gesicht fahl, und um Nase und Augen bildeten sich schwache Falten, als würde er in Sekundenschnelle altern.

Ein Zischen ertönte an der rechten Seite seines Kopfes, Wasser tropfte aus der offenen Wunde, er brach zusammen, und aus der Bauchwunde sickerte Blut.

»Verrogete Scheiße!«, keuchte Berenice. »Verrogete Scheiße!« Ja«, schnaufte Claudia. »Also. Ist das eine Falle?«

»Auf jeden Fall.« Berenice berührte die tiefe Schramme an ihrem Helm, dann die auf ihrem Brustpanzer. »Nur hätte ich nicht gedacht, dass sie so schnell zuschnappen würde.«

Sie stieß den Jungen von sich, stand auf und blickte auf ihn hinab. Die unnatürliche Alterung, die er durchgemacht hatte, war unübersehbar, und der Anblick schmerzte sie.

Sie berührte sein Gesicht und fuhr mit den Fingern über die Falten seiner Augen, über den Mund und sein grau meliertes Haar. *Tevanne hat von uns gelernt*, dachte sie. *Da ist es nur recht und billig, wenn wir auch von ihr lernen.* – Allerdings konnte sie sich mit diesen Worten nicht mal selbst überzeugen.

»Ber, wir müssen uns um andere Dinge kümmern«, sagte Claudia. »Vittorio? Wie sieht es an der Mauer aus?«

»Hier tut sich was.« Er klang ängstlich – ungewöhnlich für ihn. »Etwa zwanzig, vielleicht dreißig Kilometer entfernt.«

»Truppenbewegung? Wie viele Wirte hat sie geschickt?«, fragte Berenice.

»Viele. Vielleicht Tausende.«

Berenice und Claudia sahen einander ungläubig an.

»Eben noch habe ich über die Armee hinter der Kuppe gescherzt ...«, sagte Claudia mit matter Stimme.

»Lass mich in deinen Geist, Vittorio«, bat Berenice. »Dann schau ich's mir selbst an.«

»Klar, Capo.«

Berenice schloss die Augen und holte tief Luft. Sie hatte das Verfahren zwar schon unzählige Male angewandt, doch trotzdem brauchte sie immer einen Moment, um sich daran zu erinnern.

Sie konzentrierte sich, tastete nach ihm ...

... und erweiterte ihre Sinne.

Sie spürte ihn. Sie spürte den Weg zu Vittorio, den Raum zwischen ihnen.

Und dann war sie bei ihm. Sie war Vittorio, in gewissem Sinne: Sie war in ihm, ein Teil von ihm, sah mit seinen Augen, fühlte, was er fühlte, und teilte sein Wissen. Wie immer durchlebte sie diesen seltsamen Übergangsmoment, indem ihr Geist zwei Arten von Empfindungen auf einmal verarbeitete, zusammen mit diversen unterbewussten Prozessen. Sie spürte den Schweiß auf seiner Wange und den Schmerz in seinem Ellbogen, der von einer alten Wunde herrührte.

Dann überströmten sie seine primären Erfahrungen: das, was er direkt sah und tat. Vittorio blickte durch ein Fernrohr auf eine Bergkette im Norden – und dort, zwischen zwei Gipfeln, strömte eine ungeheure Streitmacht durch einen Pass. Das mussten fünftausend Wirte sein, wenn nicht mehr, und hinter ihnen bewegte sich Artillerie – und zwar schnell.

Berenice löste sich erstaunt aus Vittorio und hockte sich in den Gang. »Was, zum Teufel ...! Wie konnte Tevanne die Halbinsel in weniger als einer Stunde durchqueren?«

»Keine Ahnung, Capo«, antwortete Vittorio. »Schaffen wir diese Flüchtlinge noch hier raus? Denn sie sind ... äh ... verständlicherweise in Panik.«

»Ja! Aber ich muss zu der Mauer, um herauszufinden, wie!«

Sie schaute zum Buntglasfenster und dachte nach. Dann schnappte sie sich das blutige Rapier des Jungen, zerschlug damit das Glas und spähte hinaus.

Glücklicherweise lag das Fenster auf der Nordseite, wo Vit-

torio postiert war. Berenice reckte den Kopf und sah die Treppe im Osten, die sie vor einer Stunde hinaufgegangen waren.

*Meine Arbaleste müsste irgendwo dort drüben liegen,* dachte sie. Sie blickte wieder zu Claudia. »Schaff den Jungen hier raus. Dann hol deine Waffe, und wir treffen uns an der Mauer.«

»Standard-Abwehrkonfiguration für Todesschiffe?«, fragte Claudia.

»Ja. Entfernt euch so weit wie möglich von uns.« Berenice drückte die Plakette auf ihrem rechten Schulterpanzer. »Denn allein Gott weiß, was passieren wird.«

Von Osten her ertönte ein Klappern – und dann kam, wie ein Steppenläufer, der durch die Wüste geweht wird, ihre Arbaleste über die Mauer des Bergfrieds zu ihr geflitzt.

Das funktionierte dank einer einfachen Bindungs-Skribe: Die Plakette, die sie soeben auf ihrer Panzerplatte aktiviert hatte, gaukelte der Realität vor, dass sie denselben Raum einnahm wie die Plakette auf ihrer Arbaleste. Bei Aktivierung der Skribierung versuchten die beiden, sich miteinander zu vereinen, egal, wie weit sie voneinander entfernt waren.

Berenice schnappte die Armbrust aus der Luft und hakte sie an ihrer linken Armschiene ein, sodass Waffe und Rüstung eine Einheit bildeten. Dann vergewisserte sie sich, dass der Transitbolzen geladen war, drückte die Arbaleste an ihre Schulter und zielte auf die äußere Festungsmauer.

*So habe ich mir das heute nicht vorgestellt,* dachte sie.

Sie betätigte den Abzug und sah, wie der Bolzen über die Stadt hinwegflog, die Festungsmauer traf und dort haften blieb.

Dann erwachte die gekoppelte Skribe ihrer Armbrust zum Leben, ihre Waffe riss sie vorwärts durch die Luft, und sie flog auf die Mauer zu.

»Hey ... äh ... Kind?«, fragte Clef.

Sancia, die soeben die Kommandobrücke der Handelsgaleone betrat, hielt inne. »Ja, Clef?«

»Glaubst du, dass Berenice bei der Verhandlung mit dem Gouverneur durch die Luft fliegt?«

Sancia wandte den Kopf und blickte zur Küstenfestung, der sie sich näherten. »Äh, verdammt, nein? Warum?«

»Weil Berenice gerade vom Bergfried zur Außenmauer der Festung geflogen ist, glaube ich. Ich kann sie jetzt nicht mehr sehen, aber ...«

»Verdammt, da stimmt was nicht.« Sancia überlegte, was sie tun sollte, besah sich die Küstenlinie nördlich der Festung und entdeckte eine flache Einbuchtung in den Hügeln. »Fahr dorthin, genau dorthin, so schnell du kannst.«

»Warum nach da?«

»Es gibt ein Problem, entweder innerhalb oder außerhalb der Festung. Von dort aus sind wir im richtigen Winkel, um beides im Schussfeld zu haben, und wir sind nahe genug dran, um mit Ber und ihrem Trupp zu kommunizieren. Dann können sie uns sagen, was, zum Teufel, los ist.«

Sancias Magen verkrampte sich, als Clef das riesige Schiff wendete und auf die Küste zusteerte. »Halt dich fest«, sagte er. »Ich werde versuchen, unsere Ärsche nicht auflaufen zu lassen.«

Berenice biss die Zähne so fest zusammen, dass ihr Kiefer schmerzte. Sie wurde vorwärts durch die Luft gezogen, sauste über die Stadt hinweg wie ein Falke, der eine Maus jagt. Sie spürte, wie die Transit-Skribe an ihrer Rüstung zerrte, während unter ihr ganz Grattiara zu grau-gelben Schlieren verschwamm und sie versuchte, ihre Annäherung zu kontrollieren.

*Ich hab das schon Dutzende Male gemacht, aber ich werde mich nie daran gewöhnen.*

Ein Transitschuss war die Weiterentwicklung einer viel größeren Skribe aus ihrer Zeit im Campo. Damals war Sancia mithilfe angepasster Bau-Skriben zwischen den Türmen und Mauern von Alt-Tevanne hin und her geflitzt. Die Skribierung gaukelte der Wirklichkeit vor, dass zwei Oberflächen eine Einheit bildeten und deshalb vereint werden wollten – und das

normalerweise rasend schnell. War eine der beiden Skriben an Sancia befestigt, wurde sie von der anderen angezogen: im Grunde die gleiche Methode, mit der Berenice vor wenigen Sekunden ihre Armbrust herbeigerufen hatte.

Allerdings war diese Methode beim Transport von Menschen außerordentlich gefährlich und hatte schon oft zu Knochenbrüchen und ausgerenkten Gelenken geführt. Deshalb hatten Berenice und Sancia eine Sicherheitsvorkehrung getroffen: Wenn sich die beiden Skriben des Transitschusses einander näherten, waren sie auf einmal unsicher, wo sich die jeweils andere Hälfte befand, woraufhin das Tempo verringert wurde.

Als sich Berenice der Mauer bis auf zwanzig Meter genähert hatte, spürte sie, dass ihre Arbaleste die Geschwindigkeit drosselte und der Zug an ihrer Rüstung nachließ. Sie ging in einen gleichmäßigen Gleitflug über, schwebte sanft auf die Mauer zu und hob die Füße.

Die Wand kam immer näher. *Ich lande zu tief. Mist.*

Die Sohlen ihrer Stiefel berührten die Mauersteine, und der Aufprall ging ihr durch Knie und Hüften. Sogleich legte sie einen Schalter an der Seite ihres Gurtzeugs um und hockte sich hin, dann deaktivierte sie den Transitschuss und stieß die Plakette aus der Arbaleste aus, die sofort zu ihrer Partnerplakette an der Wand flog und dumpf darauf aufschlug. Berenice' Stiefelsohlen hafteten an der Mauer von Grattiara, knapp unterhalb der Brüstung.

Die Beinpanzer ihrer Rüstung knarrten unter der Last. Ber stützte sich ab. Sie hatte die Rüstung speziell dafür entworfen, ihr Gewicht auszuhalten und die Knöchel nicht zu belasten, und tatsächlich hielt sie stand.

Die Soldaten auf den Mauern, die entsetzt zu den feindlichen Truppen in der Ferne blickten, fuhren erschrocken zusammen, als sie die gepanzerte Frau direkt unter sich an den Ziegeln bemerkten. Einige schrien sogar laut auf.

»Diel!«, rief Berenice. »Hilf mir!«

»Ich komme, Capo! Ich komme!«

Diel a kletterte über die Mauer zu ihr und ergriff ihre rechte Hand. Ber deaktivierte die Skriben, die ihre Stiefel an den Wänden haften ließen, Diela zog sie hoch, und Ber hievte sich auf die Brüstung.

»Nicht die anmutigste Art zu reisen«, keuchte Berenice. »Aber sie erfüllt ihren Zweck.« Sie stand auf, zückte wieder ihr Fernrohr und blickte hindurch. »Oh, Mist.«

Auf den ersten Blick sah die Situation schlimm aus. Die Flüchtlingslager erstreckten sich von den Mauern Grattiaras aus etwa drei Kilometern in jede Richtung. Dahinter befand sich vier Kilometer weit Gestrüpp und Felsen, und dahinter, etwa acht Kilometer nördlich, strömte die gewaltige Streitmacht Tevannes durch einen engen Bergpass.

Wie alle Truppen des Feindes wirkten auch sie chaotisch: Sie trugen weder einheitlichen Farben, noch schwenkten sie Fahnen oder bildeten Formationen, nur ein Haufen Bewaffneter, der voranschlurfte. Aus der Ferne hätte die Streitmacht nicht besonders bedrohlich gewirkt – und Berenice wusste, dass viele gefallene Generäle dies fälschlicherweise so eingeschätzt hatten. Allerdings konnte der Feind seine Heerscharen im Handumdrehen in Formation bringen und simultan auf alle Bedrohungen reagieren lassen, indem er die Angreifer umzingelte und schließlich ganz verschluckte.

Die Welt war vom Geschrei der Flüchtlinge, Soldaten und Bürger Grattiaras erfüllt. Das alles schien unmöglich zu sein. Allein dass eine solche Armee einfach so auftauchen konnte, war Berenice ein Rätsel.

Doch wie auch immer sie hergekommen war, es handelte sich um eine Streitmacht Tevannes, und sie würde einem vorhersehbaren Muster folgen.

»Alles klar«, sagte sie. »Hört zu – ich verlange nicht von euch,

dass ihr euch gegen eine ganze Armee stellt, die in die Tausende geht.«

»Wenigstens *eine* gute Nachricht«, murmelte Vittorio.

»Wir werden uns verschanzen, ihre Vorstöße abwehren und die Flüchtlinge verteidigen, bis Sancia und die *Schlüsselwacht* in der Nähe sind«, sagte Berenice. »Clef dürfte imstande sein, den Großteil der Streitkräfte zu erledigen.«

»Sind wir sicher, dass sich Sancia unserer Situation bewusst ist?«, fragte Diela.

»Falls sie es noch nicht ist«, erwiderte Ber, »werden die Explosionen, die wir gleich zünden, ihr einen Hinweis geben. Wir wissen, was zuerst kommt. Haltet eure Kanonen bereit. Diela – wo ist das Versteck?«

»Da drüben, Capo.« Diela deutete in die entsprechende Richtung. Zugleich kristallisierte sich das Bild des Verstecks in Berenice' Gedanken heraus sowie die Erinnerung daran, wie sie es eingerichtet hatte – so deutlich, als hätte Berenice es selbst getan.

»Ah«, erwiderte Berenice leicht überrascht. »Ja, danke.«

Die drei näherten sich dem Versteck, öffneten es und begannen, es auszuräumen. Zuoberst lagen vorwiegend Hochleistungs-Arbalesten, besondere Modelle: Sie ließen sich auf einem Ständer montieren, der Schüsse in jede beliebige Richtung ermöglichte, und sie waren aus der Ferne auslösbar.

»Salven funktionieren am besten«, sagte Berenice. »Stellt sie in Dreierreihen an der Mauer auf und richtet sie auf die Flüchtlingslager aus. Verteilt sie so, dass sie so ein großes Gebiet wie möglich abdecken.«

Sie öffnete das nächste Fach des Verstecks. Der Inhalt wirkte auf den ersten Blick nicht sonderlich spektakulär – es handelte sich um etwa fünfzig Metallkanister, alle etwas kleiner als ein Männerstiefel –, dennoch lud Berenice sie mit äußerster Vorsicht aus.

»Und lasst keinen der Böller fallen«, mahnte sie. »Wir haben sie so

eingestellt, dass sie nicht so schnell losgehen, aber wenn doch, verliert ihr mindestens euer Gehör oder werdet von der Mauer gefegt.«

Sie machten sich an die Arbeit und errichteten eilig die einzelnen Geschütze an den Mauern.

Keiner der grattiarischen Soldaten versuchte, sie aufzuhalten. Die meisten hatten, wie es aussah, ihre Posten vor Angst verlassen, und Berenice konnte es ihnen nicht verdenken.

»Capo«, meldete sich Vittorio besorgt. »Da ist ein Brummen am Himmel. Die Panzerlaternen nähern sich, noch etwa eine Meile entfernt.«

»Diela«, sagte Berenice und montierte ihre letzte Arbaleste auf dem Ständer, »wie sieht's bei dir aus?«

»Fertig, Capo!«

»Dann geht alle in Deckung. Und haltet eure Auslöser bereit.«

Berenice eilte in den nächstgelegenen Turm.

Einer der Soldaten darin fragte: »Wer, zum Teufel, bist du?«

Er errötete verlegen, als Berenice zurückschnauzte: »Halt die Klappe und bleib in Deckung!« Dann drehte sie sich um und schrie durch die offene Tür: »Geht alle nach drinnen, wenn ihr könnt! Sofort, sofort!«

Sie hoffte, dass jeder, der sie hören konnte, der Anweisung folgte, doch ihr fehlte die Zeit, es zu überprüfen. Sie stellte sich an eine Schießscharte im Turm und hörte das leise Zischen, mit dem sich die faustgroßen Laternen näherten.

*Sie klingen wie Heuschrecken, dachte sie, wie Tausende von ihnen, die zirpend auf einem Feld herumbüpfen.* Sie waren nur deshalb zu hören, weil sie so zahlreich waren. Eine einzelne Panzerlaterne bewegte sich fast lautlos.

Berenice beugte sich vor und spähte durch die Schießscharte in der Turmwand. Aus diesem Winkel sah sie keine Laternen – doch dann erblickte sie ihre Schatten. Sie kreisten draußen über den Flüchtlingslagern wie Aasgeier über ihrer Beute.

»Wenn ihr die Schatten seht, feuert!«, befahl Berenice.

Sie drückte einen Auslöser nach dem anderen. Dann hielt sie sich die Ohren zu.

Der Himmel schien aufzubrechen.

Die sogenannten »Böller« verfügten zwar über keine fortschrittliche Waffenskribierung, erfüllten aber ihren Zweck. Es handelte sich um Kanister, die von einer gewöhnlichen Arbaleste abgefeuert werden konnten. Ihre Skriben gaukelten ihnen vor, viel mehr Luft zu enthalten, als es tatsächlich der Fall war. Wenn sie eine bestimmte Höhe erreichten – etwa die, in der Tevannes Panzerlaternen meist schwieben –, reagierten sie, als ob die Luftpumpe in ihnen einen kritischen Punkt überschritten hätte, sodass sie mit enormer Wucht zerbarsten.

Die Schockwelle von Berenice' Böllern, die alle auf einmal detonierten, war so gewaltig, dass sie sogar den Staub am Boden aufwirbelte. Unten an den Festungsmauern waren weitere Detonationen zu hören, als Diela und Vittorios Salven in der Luft explodierten. Zerstörte Panzerlaternen regneten vom Himmel wie Aprikosen, die der Sturm vom Baum fegt. Sie schlügen im sandigen Boden auf oder prallten klinrend von der Wallmauer ab, eine nach der anderen. Es waren Hunderte.

Berenice grinste. Sie wusste natürlich, dass Tevanne nichts ausmachte, einen Schwarm Panzerlaternen zu verlieren. *Wir haben schon genug Probleme, dachte sie, ohne dass Tevanne jeden Flüchtling und Soldaten dieser Festung in einen Wirt verwandelt. Ich feiere jeden Sieg.*

»Wenn keine Laternen mehr vom Himmel fallen«, sagte sie zu ihrem Trupp, »ladet nach. Denn sie wird sicher noch einen Schwarm schicken.«

»Verstanden, Capo«, antwortete Vittorio.

Ber hockte an der Tür des Turms und spähte an der Festungsmauer entlang, während es Laternen regnete. Sie blickte in den Himmel. Als sie es für sicher hielt, rannte sie hinaus und lud eilig ihre Arbalesten nach. »Claudia, wie ist die Lage bei dir?«

»Ich richte mich im vordersten Turm ein, Capo.«

Berenice lud gerade einen weiteren Böller in eine Arbareste, als etwas mit lautem Klirren gegen ihren Helm schlug. Ihr war klar, dass das eine von Tevannes Panzerlaternen gewesen war. »Verdammte kleine Bastarde«, murmelte sie.

Dann hörte sie Schreie und sah auf. Ein grattiarischer Soldat kam zu ihr heraufgerannt und brüllte: »Was ist hier los? Mein Gott, mein Gott, was ist hier los?«

Als er nur noch zwei Meter von ihr entfernt war, hörte sie einen dumpfen Einschlag, und die Schulter des Mannes färbte sich blutrot. Er fiel auf die Knie, und sein Gesicht erschlaffte. Er zuckte seltsam und würgte, seine ausdruckslosen Augen auf Berenice gerichtet. Seine Hand wanderte zum Degen an seiner Seite.

»Heute nicht.« Berenice zog einen Säuberungsstab aus ihrem Stiefel, stach ihn dem Soldaten in die Brust, brach ihn ab und verschwand wieder im Schutz des Turms, ohne sich noch einmal zu ihm umzudrehen. Sie feuerte ihre Salve ab, und einmal mehr schien der Himmel über ihr zu zerbersten.

»Bereit, Capo«, sagte Claudia.

Berenice tastete nach der Plakette, die in einer Fassung am Helm steckte, riss sie heraus, ließ sie fallen und zertrat sie. »Lass mich bitte einen Blick darauf werfen«, bat sie.

»Komm, sieh's dir an«, erwiederte Claudia.

Berenice lehnte sich an die Wand, schloss die Augen und dehnte ihren Geist zu Claudia aus. Sie spürte die Distanz zwischen ihnen, das An- und Abschwellen ihrer Gedanken. Dann war sie in ihr und sah die Welt mit ihren Augen. Claudia hockte an einer Schießscharte im höchsten Turm und spähte durch ein Zielfernrohr zum Feind – ein ungewöhnliches Fernrohr für eine ebenso ungewöhnliche Aufgabe.

Bei der Konstruktion dieser immens leistungsfähigen Arbaesten war Claudia federführend gewesen, und obwohl sie ihre

Kameraden gut ausgebildet hatte, konnte niemand so gut damit umgehen wie sie. Vor allem nicht mit den größeren Prototypen, die fast einen Meter lang waren und über ein Zielfernrohr verfügten, mit dem man auf eine Distanz von gut zwei Kilometern treffen konnte.

Claudia betrachtete durchs Fernrohr die hinteren Reihen des feindlichen Heeres, wo fast zwei Dutzend karrenförmige Konstrukte aus dem Gebirgspass rollten.

»Artillerieeinheiten«, sagte sie. »Tevannes Kreischer. Nicht gut.«

»Welche Reichweite haben sie?«, fragte Berenice.

»Nach letzter Messung zehn Kilometer. Meine Arbaeste ist zwar gut, aber diese Distanz schafft sie nicht. In weniger als zehn Minuten sind die Kreischer in Reichweite, würde ich sagen.«

Berenice bat Claudia, auf dem Meer im Osten und Süden nach der *Schlüsselwacht* Ausschau zu halten, doch deren Blickwinkel war so ungünstig, dass sie nur die Mauer sah.

»Ber, was soll ich jetzt machen?«

»Einen Moment.« Berenice konzentrierte sich und sah mit Claudias Augen zu Tevannes Heer, das sich beharrlich durchs Buschland vorkämpfte.

Dann kam ihr eine Idee. *Die Büsche*.

»Hast du die Leuchtbolzen dabei?«, fragte sie.

»Ja«, erwiederte Claudia. »Du ... Du willst, dass ich das Gestrüpp dort in Brand stecke? Wenn sich das Feuer bis hierher ausbreitet, wird das den Leuten hier nicht helfen.«

»Doch, der Rauch wird die Zielgenauigkeit von Tevannes Artillerie erheblich eindämmen«, widersprach Berenice, »und die ist gefährlicher als ein Feuer.«

»Gutes Argument.« Claudia machte sich daran, ihre Bolzen gegen die Leuchtmunition auszutauschen. »Sie wird aber trotzdem auf uns schießen, das weißt du.«

»Ja, aber schlechter treffen. Wir nehmen, was wir kriegen können.«

Claudia schaute zum Buschland zurück. Sie feuerte einmal,

zweimal, dreimal auf eine Hügelkuppe und sah mit Genugtuung, wie das Gestrüpp erst rauchte und schließlich in Flammen aufging.

»Zieh eine gerade Linie durchs Gelände«, befahl Berenice, »wie einen Vorhang.«

»Du tust so, als hätte ich noch nie ein riesiges Lauffeuer entfacht.« Claudia feuerte weitere Bolzen ab, und schon bald stieg eine grauweiße Rauchwolke aus dem Gestrüpp auf, die die vorrückende Truppe völlig verdeckte.

»Diela?«, fragte Berenice. »Wie ist die La...«

»Bisher kein Todesschiff gesichtet«, fiel ihr Diela ins Wort.

»Kann ich mich selbst davon überzeugen?«, bat Berenice. »Nur, um sicherzugehen.«

»Ja, Capo«, antwortete Diela leicht zögerlich.

Berenice fokussierte ihre Gedanken. Wie immer war es ein Kinderspiel, den Weg zu Diela zu finden – die Rekrutin war zwar erst seit Kurzem bei ihnen, aber ein Naturtalent –, und innerhalb von Sekunden sah Ber die Welt aus Dielas Perspektive. Sie genoss für einen Moment das Gefühl, in einem so jungen Körper zu stecken, der so gelenkig und widerstandsfähig war.

Sie begutachtete das skribierte Gerät, das vor Diela an der Wand stand. Es glich einem Kreisel an einem gebogenen Draht, der mit etwas Abstand über einer schwarzen Platte rotierte, sodass ein kleiner Freiraum blieb.

Berenice hatte dieses Werkzeug selbst entworfen. Der Kreisel reagierte ungemein empfindlich auf Veränderungen der Realität: auf grundlegende, fortlaufende Manipulationen der Schöpfung. Je schneller er sich drehte und je höher er schwabte, desto näher war die Ursache dieser Manipulation. Stieg der Kreisel so hoch auf, dass er die Aufhängung des Drahts berührte, war die Manipulationsquelle direkt über ihnen. Falls es je dazu käme, wären Sie wahrscheinlich schon tot. Sofern »tot« überhaupt die richtige Bezeichnung dafür war.

»Ich hab mich nicht geirrt, Capo«, sagte Diela. »Und ich habe alles korrekt kalibriert. Es sind noch keine Todesschiffe in der Nähe.«

»Das seh ich«, erwiederte Berenice. »Danke dir, Diela. Ich musste einfach sicherge...«

Unvermittelt zerriss ein Kreischen die Luft – aber es klang sehr ungewöhnlich. Hoch, trällernd, unmenschlich.

Berenice löste sich aus Diela und schrie zu jedem in ihrer Nähe: »Runter!«

Sie spähte durch die Schießscharte und erkannte Löcher in der Rauchwolke, verursacht von der Salve aus Kreischern, die von der feindlichen Stellung aus heranrasten. Sie machte sich nicht die Mühe, die Arme schützend über den Kopf zu legen. *Wenn eins von den Dingern in meiner Nähe einschlägt, werden meine Überreste in der ganzen Festung verteilt.*

Die weiß glühenden Metallgeschosse schwärmteten über Grattiara aus. Berenice zählte fast zwei Dutzend von ihnen, ehe sie aufgab. Die meisten schlugen jenseits der Flüchtlingslager im Boden ein. Andere schossen über die Festung hinweg und stürzten ins Meer. Einige jedoch trafen ihr Ziel, prallten gegen Festungsmauern, gingen in der Stadt nieder oder – was am schlimmsten war – explodierten inmitten der vielen schreienden Flüchtlinge in den Lagern.

Staub und Steinsplitter regneten auf die Wehrgänge der Türme herab. Schrapnelle jaulten durch die Schießscharten rechts und links von Berenice.

*Hundesöhne!*, dachte sie. *Ihr Hundesöhne!*

»Ich zähle vier Treffer, Capo«, meldete Vittorio. »Könnte viel schlimmer sein.«

»Ja«, erwiederte Berenice. »Aber es kommen noch mehr.«

Erneut erklang das unmenschliche Kreischen. Weitere Geschosse durchbrachen die sich ausbreitende Rauchwand. Sie schienen noch unkontrollierter abgefeuert worden zu sein, denn die meisten würden über die Stadt hinwegrasen.

»Was, zum Teufel?«, sagte Claudia amüsiert. »Worauf zielen sie?« Sie bekam ihre Antwort, als ein Kreischer in die Spitze des Gouverneursturms krachte, ihn durchschlug und auf die Mauer an der Südseite der Festung zuflog.

Fassungslos sah Berenice zu, wie der Bergfried ein paar Sekunden lang hielt, ehe die rechte Hälfte des Bauwerks Stück für Stück zusammenbrach.

»Verdammmt«, sagte Claudia leise. »Ich hoffe, sie haben alle Leute rausgeschafft.«

»Ich mach mir eher Sorgen um die Festungsmauern, Capo.« Dielas Stimme bebte. »Die Verteidigungsanlagen des Bergfrieds sind zwar ziemlich veraltet, aber immer noch stabiler als die Mauern ... wie die, auf der wir gerade sind.«

Erneutes Kreischen. Weitere Geschosse regneten auf die Festungsstadt hinab. Viele durchbrachen erst die äußeren Mauern, dann die inneren und schlugen in die Gebäude dahinter ein, die prompt in Flammen aufgingen.

Entsetzt starnte Berenice auf das Feuer, das in der Stadt um sich griff. Nie hätte sie gedacht, dass Tevanne in so kurzer Zeit so zielgenau angreifen könnte.

*Sie hat hier sicher genug Menschen in Wirte verwandelt, dachte sie. Sie senden das, was sie sehen, an Tevanne und helfen ihr beim Zielen.*

Sollte sie versuchen, diese Spione aufzuspüren? Sie ausschalten oder töten? Doch das war schwierig, würde zu lange dauern, und Tevanne hatte wahrscheinlich schon genug gesehen.

*Alle Menschen hier werden sterben. Und ich sehe San nie wieder. Niemals.*

Ein weiterer Angriff von Kreischern, eine neuerliche Welle an Explosionen. Ein Teil der Westmauer stürzte ein, als wäre er aus Stroh. In der Luft tanzte Staub, und der Wind wurde heiß.

*Was, zum Teufel, sollen wir tun? Was, zur Hölle, sollen wir ...*

Da erklang eine Stimme – leise, aber dennoch deutlich: »Ber! Ber! BER!«

Sie setzte sich auf und lauschte den Worten in ihren Gedanken. »Sancia?«

»Ja!«, rief ihre Frau – sie hatten erst vor Kurzem geheiratet. »Was, zum Teufel, ist hier los?«

Berenice saß auf der Wehrmauer, und ihre Gedanken rasten. Wie sollte sie in Worte fassen, dass Tevannes Armee scheinbar aus dem Nichts aufgetaucht war und die alten Verteidigungsanlagen von Grattiera durchbrach, als wären sie aus Butter.

Sie wählte den einfacheren Weg, ihr dies zu vermitteln.

Berenice schloss die Augen. »San, verbinde dich mit mir. Das geht am schnellsten.«

»Ja, einen Augenblick.«

Berenice atmete tief ein, dann füllte sich ihr Geist mit Sancias Gedanken.

Von allen Phänomenen, die eine Geistkopplung hervorbrachte, war die »Geistwanderung« am schwersten zu definieren.

Oberflächlich betrachtet, wirkte sie ganz leicht. Langjährige Kollegen – oder Ehepartner, Freunde, Mitbewohner und dergleichen – gelang es auf natürliche Weise, die Perspektiven und Denkweisen ihres Gegenübers zu verstehen, und so ähnlich war es auch bei der »Geistwanderung« gekoppelter Menschen.

Allerdings ging der Prozess noch einen Schritt weiter: Anstatt auf die gesammelten Erfahrungen von Kollegen oder Freunden zurückzugreifen, um die Reaktion des jeweiligen Gegenübers vorherzusagen, spürte man Entscheidungen, sobald sie gefällt wurden – als erinnere man sich plötzlich an ein gegenwärtiges Ereignis.

Je mehr Zeit man mit einer Person verbrachte und je enger die Beziehung zu ihr wurde, desto besser und inniger konnte